

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerzeitung**

Band (Jahr): **80 (1935)**

Heft 32

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Versammlungen

✎ **Einsendungen müssen bis spätestens Dienstagvormittag auf dem Sekretariat der «Schweizerischen Lehrerzeitung» eintreffen. Die Schriftleitung.**

Lehrerverein Zürich. Pädagogische Vereinigung. Zeichenkurs für Elementarlehrer. Beginn: zweite Schulwoche. Nähere Angaben im nächsten Schulhaus- und Lehrerzeitungskurier.

Schweizerischer Lehrerbildungskurs Baden. Ausstellung der Arbeiten Freitag, den 10. August, im Schulhaus Burghalde. Vormittags 10 Uhr für die Lehrerschaft, nachmittags für die Öffentlichkeit.

Baselland. Lehrerturnverein. Samstag, 17. August, 14 Uhr: Uebung im Schwimmbad Liestal. Alle Lehrkräfte des Knaben- und Mädchenturnens sind freundlichst eingeladen. Bei ungünstiger Witterung Lektion III. Stufe Knaben in der Turnhalle.

Bülach. Lehrerturnverein. Freitag, 23. August, 17 Uhr, Turnhalle Bülach: Korb- und Faustball.

Die Illustrierte für Alle

bringt in jeder Nummer Artikel mit typischen Bildern aus der Schweiz und aus fremden Ländern, die dem Leser volkscundliche und geographische Merkwürdigkeiten zeigen. Gehaltvolle Geschichten und eine unterhaltsame Humorseite sorgen, daß das Gemüt nicht zu kurz kommt, und der ausgebaute praktische Teil gibt den Hausfrauen mancherlei nützliche Winke.

Die Illustrierte für Alle

bemüht sich unaufdringlich zu belehren und ohne üble Sensationslust zu interessieren. Dank ihrer einwandfreien Haltung eignet sie sich recht zum Familienblatt, das von der Ahne bis zum schulpflichtigen Enkelkind, der ganzen Familie abwechslungsreiche Lektüre bietet. Verlangen Sie unverbindlich Probenummer.

AG. Fachschriften-Verlag & Buchdruckerei, Zürich
Stauffacherquai 36-40 / Postfach Hauptpost / Telephon 51.740

Inhalt: Schiefen – Die Entwicklung des Liedes – Um was geht es in der Singbewegung? – Musikalische Bildung – Zur Psychologie der Kinder – Strafe gerecht! – Auf Besuch in Baden – Ergebnisse neuer Forschung – SLV – Zeichnen und Gestalten Nr. 4.

Schiefern

*Die stille Bucht ein Bildnis mir enthüllt.
Ein sonnverbrannter nackter Knabe schiefert
Mit Steinen, wie der flache Strand sie liefert,
Und ganz von seinem Tun ist er erfüllt.*

*Er weiss sich nicht belauscht in seinem Spiel.
Die Nässe glänzt auf seinem braunen Leibe.
Er wirft nicht mehr zu blosser Zeitvertreibe,
Und weiter setzt er sich des Wurfs Ziel.*

*Der Stein entfliegt und streift mit schnellem Schwung
Den Wasserspiegel, schnell empor und wieder
Streift er die Flut und fliegt und streift, die Glieder
Des Knaben beben in Begeisterung.*

*So wächst ein Knabe spielend hin zum Mann.
In seine Stunden steigen Urgewalten,
Verschleiert noch und zögernd noch verhalten,
Zu lösen seiner Kindheit holden Bann.*

O. Frauenfelder.

Die Entwicklung des Liedes

Wir stehen in einer Zeit der Umwertung. Was noch vor kurzem wichtig erschien, verliert an Wert und altes, vergessenes Gut tritt wieder in den Vordergrund. Kleine Elitechöre werden wieder bevorzugt, das grosse Konzertorchester wird vom Kammerorchester abgelöst, die alten Instrumente (Spinett, Cembalo, Gamben etc.) werden zu neuem Leben erweckt; auf allen Gebieten zeigt sich ein Wunsch nach Einfachheit, Schlichtheit und grösserer Innigkeit. Die Hausmusik im besten Sinn kommt neu zu Ehren. So muss auch der heutige Gesangsunterricht umgestaltet werden im Sinn einer Neubelebung durch die polyphone Kunst der Vorbachischen Zeit. Nicht nur die erste Stimme soll eine führende Melodie singen, der sich die andern unterordnen müssen; nein, jede Stimme soll gleichwertig und selbständig gesungen werden können. Jeder Schüler soll beim Erlernen eines Liedes mitarbeiten; das Arbeitsprinzip soll auch im Gesangsunterricht Heimatrecht bekommen. Stufensilbenschrift, Handzeichen, Wandernoten, vermehrte Pflege des rhythmischen Gefühls (Klatschen, Taktgehen etc.) und Erziehung zur Selbständigkeit (Kanon singen!) sind die hervorstechendsten Merkmale der Tonika-Do-Methode, die bahnbrechend für die neue Musikpflege im Schulgesang eintritt. Die Stufensilbenschrift (d, r, m, f, s, l, t = do, re, mi, fa, sol, la, ti) weisen zurück auf die Notenschrift der Griechen (a, b, c, d, e, f, g), indes die Handzeichen die griechische Cheironomie zu neuem Leben erweckt. Die Dirigenten der Antike mussten nämlich imstande sein, bei Aufführungen von Gesängen die Melodie mit Handzeichen anzudeuten. Ein Versuch, diese Winke (Neumen) schriftlich zu fixieren, findet sich in der sog. Neumenschrift des karolingischen

Zeitalters, aus welcher sich im Laufe vieler Jahrhunderte unsere Notenschrift entwickelte. Die vermehrte Pflege von Rhythmus und Melos im Sinn einer selbständigen, also polyphonen Führung der Stimmen deutet klar und unverkennbar auf eine Wiedererweckung der Blütezeiten des deutschen Volksliedes im 14. und 16. Jahrhundert.

Die erste grosse Blütezeit des Gesanges fällt in die Zeit des aufblühenden Christentums. Das Christentum brachte eine Verinnerlichung, die der Musik nur förderlich sein konnte und sie den Höhenflug durch die Jahrhunderte antreten liess. Ums Jahr 600 sammelte und sichtete Papst Gregor der Grosse den vorhandenen Melodienschatz und bestimmte genau, wo die Lieder im Gottesdienst vorzutragen seien. Er legte damit den Grund zu einer streng geregelten, mannigfaltigen Liturgie und nach ihm wurde dieser Kirchengesang genannt. Der gregorianische Choral wurde zur Grundlage aller europäischen Musik; durch alle Jahrhunderte findet man seinen befruchtenden Einfluss. (Man darf nicht vergessen, dass diese Melodiensammlung jahrhundertalte, auch heidnische Lieder enthält, welche die junge christliche Kirche übernommen und gleichsam mit christlichem Inhalt gefüllt hat. Es war dies der glücklichste Weg, um auch mittels der Musik die alten Völker der neuen Religion zuzuführen. Wir finden auch zur Zeit der Reformation dasselbe Prinzip der Contrafacta (Umdichtungen), indem weltlichen Liedern geistliche Texte unterlegt wurden. Dadurch blieben uns viele prächtige Melodien erhalten, die sonst sehr wahrscheinlich verlorengegangen wären. Das klassische Beispiel ist Hans Leo Hasslers: Mein Gmüt ist mir verwirret, das macht ein Mädlein zart, das wir heute als eines der ergreifendsten Passionslieder kennen: O Haupt voll Blut und Wunden.)

Das eigentliche *Lied* entstand aus den Allelujagesängen. Es sind dies jubelnde Melodien ohne Worte, vokal. Um sie besser im Gedächtnis behalten zu können, unterlegte ihnen Notker Balbalus (ums Jahr 900) Worte; d. h. er schuf Gedichte zu den bestehenden Jubilusmelodien. So entstanden besondere Gesänge, die sog. *Sequenzen*. Eine der bekanntesten heisst: Media vita in morte sumus. Später wurde der Text in metrisch gebundener Form gedichtet und noch später trat der Reim hinzu. So entstand das geistliche (Kunst-) Lied (denn bis ums Jahr 1000 waren die Geistlichen die einzigen Träger der Kultur. Und daher war auch aller Liedgesang geistlich. Mit dem Aufblühen des Ritterstandes und vor allem durch den gewaltigen Einfluss der Kreuzzüge auf das gesamte geistige Leben des Abendlandes bildete sich eine neue Kultur und ein neues Lied: In Frankreich das Lied der Troubadours und in Deutschland der Minnesang. Beide, die Lieder der Troubadours wie der Minnesänger waren Kunstlieder; auch der Meistersang des aufblühenden Handwerkerstandes verlangte strenge, dem Volksliede

fremde Schulung. Der Meistergesang wurde langsam vorgetragen und bildet in gewissem Sinne die Brücke vom gregorianischen Choral zum protestantischen Choral.)

Das Volkslied aber, das weltliche sowohl wie das geistliche, ist uns erst seit dem 12. Jahrhundert überliefert. Die grosse, herrliche Blütezeit des deutschen Volksliedes fällt ins 14. Jahrhundert. Es ersetzte in schönster Weise den verfallenden Minnegesang. Das geistliche Volkslied entwickelte sich aus dem Kyrie eleison. Dem Volk war es von altersher gestattet, in den Kyrie-eleison-Ruf miteinzustimmen. Sonst war es ja vom liturgischen Kirchengesang ausgeschlossen, denn der war und ist heute noch lateinisch. So wurde der Kyrie-eleison-Ruf zum Gesang des Volkes. Und wie einst Notker Balbulus zu den Jubiläumsmelodien (lateinische) Texte schuf, so fing man jetzt an, den Kyrie-eleison-Melodien deutsche Worte zu unterlegen, um sie so besser im Gedächtnis behalten zu können. So entstanden die geistlichen Volkslieder, die des Refrains (Kyrie eleis) wegen «Leisen» genannt wurden.

Solange das Volkslied einstimmig gesungen wurde, also bis ca. 1400, wurde es durch Nachsingen von Mund zu Mund überliefert. Erhalten geblieben sind uns die Lieder hauptsächlich dadurch, dass die Komponisten anfangen, sie mehrstimmig zu bearbeiten. [Sie legten ihren Kompositionen eine alte Volksweise (im Tenor) als Cantus firmus, d. h. als feststehenden (überlieferten) Gesang zugrunde und komponierten die übrigen Stimmen gleichsam darum herum. Das Lochheimer Liederbuch enthält eine erste Sammlung dieser Art und wurde zu einer Fundgrube für alle späteren Jahrhunderte. Es wurde in den Jahren 1450—1454 geschrieben.] Zahlreiche Volkslieder haben sich auch dadurch erhalten, dass die Komponisten in ihren kirchlichen Werken oft weltliche Liedweisen als Cantus firmus zugrunde legten. In den mehrstimmigen Liedbearbeitungen vertieft sich die Innigkeit und Mannigfaltigkeit des alten Volksliedes, und so erlebt es eine zweite Blütezeit im Zeitalter der Reformation, also im 16. Jahrhundert. Für die deutsche Schweiz wurde ein französischer Komponist von grosser Bedeutung: Goudimel, ein Hugenotte, der in der Bartholomäusnacht in Lyon ermordet wurde. Er schuf die vierstimmigen Psalmen der calvinischen Kirche. Calvin gestattete ursprünglich nur den einstimmigen Psalmengesang. Die Texte schufen ihm Marot und Béza, die Melodien wurden dem *Volkslied* entnommen (Contrafacta). (Ambrosius Lobwasser übersetzte diese Psalmen ins Deutsche. Mit dem vierstimmigen Satz Goudimels bildete dieser Lobwasser-Goudimel-Psalter das Kirchenlied des deutschschweizerischen Gottesdienstes.) So sind uns wiederum manche alte Volksweisen erhalten geblieben.

Nach 1550 geriet das deutsche Lied unter den Einfluss des italienischen Madrigals. Nur um 1600 leuchtete es nochmals hell auf in den sog. Monodien: Einstimmigen Liedern mit Klavierbegleitung. Der Klassiker auf diesem Gebiet, Adam Krieger, kann als Vorläufer Schuberts angesprochen werden. Dann aber folgte eine unfruchtbare Zeit. Erst mit Goethe wendet sich das Blatt wieder. Seine lyrischen Gedichte weckten einen neuen Liederfrühling. Vor allem aber brachte die Romantik eine Neubelebung und Verinnerlichung, die das deutsche Lied, jetzt allerdings mehr das einstimmige, begleitete Lied eine neue herrliche Blütezeit erleben liess (Schubert, Schumann, Mendelssohn, Robert Franz, Brahms, Löwe, Hugo Wolf — Nägeli,

Silcher, Weber, Hegar). Es sei noch hingewiesen auf die Entstehung und Bedeutung der Männerchöre im letzten Jahrhundert; auf dieses Gebiet einzutreten, ist jedoch nicht die Aufgabe dieser Betrachtung. Dafür soll noch eine kurze Orientierung über die Entwicklung der Einstimmigkeit zur Mehrstimmigkeit folgen.

Die ersten mehrstimmigen Versuche traten ums Jahr 900 auf. Die zweite Stimme folgte dem Cantus firmus in Quarten, bei Verdopplung der Stimmen auch in Quintenparallelen, entsprechend der griechischen Musiktheorie, welche nur Oktaven, Quinten und Quarten als Konsonanzen, Terzen und Sexten hingegen schon als Dissonanzen erklärte. Man nannte diesen mehrstimmigen Gesang *Organum*, zu deutsch Festgesang. (So sonderbar das Organum anmutet, bedeutet es doch ein musikhistorisches Ereignis, denn es handelt sich erstmals um einen Versuch, zwei verschiedene Melodien *gleichzeitig* erklingen zu lassen.) Es dauerte aber nochmals volle 300 Jahre, bis eine der Entwicklung fähige Form der Mehrstimmigkeit auftritt: *Der Diskantus*. An die Stelle der Parallelbewegung tritt die Gegenbewegung. Bedeutsam wurde der sog. Fauxbourdon; denn er brachte als revolutionäre Tat zum erstenmal Terzen und Sexten. Dadurch wurde der Bann gebrochen, der die Entwicklung der Mehrstimmigkeit so lange gehemmt hatte. Was uns heute selbstverständlich erscheint, das musste in jahrhundertelanger mühseliger Arbeit erkämpft werden. Jetzt folgte eine kühne Entwicklung der Polyphonie. Man begnügte sich nicht mehr, alle Stimmen rhythmisch gleich zu führen. Doch vermochte die damalige Notenschrift keine rhythmischen Werte zu bezeichnen. Als Notbehelf brauchte man die sog. Modi (die eine Stimme bewegte sich z. B. durchwegs in jambischem, die andere aber in daktylischem, trochäischem oder anapästischem Rhythmus). Mit andern Worten: Der Rhythmus wurde bestimmt durch die antiken Versfüsse. So entstanden Kompositionen, welche in kühnster Weise einfach drei in Melodie, Text und Rhythmus verschiedene Lieder zu einem Ganzen zusammenschweissten: Drei verschiedene Lieder wurden gleichzeitig gesungen. Das ist Polyphonie im eigentlichsten Sinne: Verbindung mehrerer Melodien zu einer Einheit. Einen gewaltigen Schritt vorwärts ging es mit der Einführung der Mensuralmusik, d. h. mit der (modernen) Notenschrift, welche die rhythmischen Werte einer einzelnen Note bestimmt.

Erst dadurch wurde der Weg frei für die Entwicklung der Polyphonie. Nun war es möglich, jede Stimme selbständig zu führen, Note gegen Note, Punkt gegen Punkt: Contrapunkt. Das 15. Jahrhundert zeitigte die glänzendste Entwicklung der Polyphonie. Als herrlichste Frucht des Contrapunktes sei die Fuge genannt, welche ihre klassische Form durch J. S. Bach erhielt. Bach schliesst in gewissem Sinn das Zeitalter der Polyphonie ab. Schon im 16. Jahrhundert drohte der Polyphonie Unheil. Weil durch Künsteleien (Krebskanon, Rätselkanon etc.) sowie durch zu grosse Selbständigkeit der einzelnen Stimmen die Worte unverständlich wurden und die Poesie um ihr Recht kam, diskutierte das Tridentiner Konzil ernstlich die Frage, ob die «Ars nova» nicht zu verbieten sei und ob man nicht besser zur Einstimmigkeit zurückkehre. Da rettete ein ganz Grosser im Reiche der Musik die Polyphonie: Palestrina (1526—1594). Seine Musik vermochte Text und Melodie gleichermassen zur Geltung zu bringen durch den *akkordisch* deklamierten Stil. Während früher die Zusammenklänge (Akkorde) ganz zufällig aus der

Verbindung der verschiedenen Melodien entstanden, tritt bei Palestrina zum erstenmal ein ausgesprochenes Gefühl für *Harmonie* in unserm modernen Sinn hervor. Er ist der Mittler zwischen Polyphonie und Homophonie. Homophonie will nicht etwa heissen: Einstimmigkeit im Gegensatz zur Polyphonie = Mehrstimmigkeit. Homophonie will nur heissen, dass eine einzige Stimme (seit 1600 fast durchwegs die Oberstimme) die Führung inne habe, indes alle andern Stimmen diese führende (melodische) Stimme *harmonisch* stützen und sich ihr unterordnen. So entwickelte sich aus der Einstimmigkeit die Polyphonie und aus der Polyphonie die Homophonie. Als *Reaktion* auf eine verflachte Homophonie wird heute — und mit Recht — wiederum die polyphone Schulung in den Vordergrund gestellt. Doch bleiben Homophonie und Polyphonie als gleichwertige Grössen nebeneinander bestehen; es wäre ein widersinniges Unterfangen, die eine gegen die andere ausspielen zu wollen. Homophone Polyphonie oder polyphone Homophonie wird stets — auch im Schulgesang — die beste Form der Mehrstimmigkeit sein.

Quellen: Näf: Musikgeschichte; Möhler & Gauss: Katholische Kirchenmusik.

Reimann: Musikgeschichte in Beispielen.

Steinitzer: Musikgeschichtlicher Atlas.

K. Nater, Männedorf.

Um was geht es der Singbewegung?

Durch unsere Schweizer Schulen weht wieder einmal ein neuer Wind. Das ist uns ja nicht ganz ungewohnt. Bald kommt er in der Turnstunde, bald im Leseunterricht bei den Kleinen, bald in der Schreibstunde oder im Rechnen, diesmal aber im Gesang. Der Schweizerlehrer ist sich im allgemeinen an die frische Luft gewöhnt, aber er besinnt sich zweimal, bevor er jedem Windlein Tür und Tor aufmacht. Und das ist gut. Man hat es doch auch schon erlebt, dass er nach einiger Zeit wieder umschlug und von der andern Seite hereinblies. Man will wissen, um was es geht. Man will wissen, ob einfach wieder eine neue Methode im Anzug ist oder ob man kräftige Kost für die Kinder bekommen soll.

Darum stehen viele Lehrer und Lehrerinnen auch der Singbewegung noch abwartend gegenüber und mit einem gewissen Recht. Wenn sie wirklich etwas zu sagen hat, wird man sie auch in die Schulstuben aufnehmen, wenn es sich aber nur um eine Zeitströmung handelt, darf sie daran vorbeigehen. Man darf nicht einfach jeden Versuch mit einer Kinderseele machen.

Da ist zunächst zu sagen, dass die Singbewegung keine Angelegenheit der Schule ist, sondern eine des Volkes. Jede Bewegung wird nun dadurch möglich, dass etwas faul ist im Staate Dänemark. Dass aber etwas nicht in Ordnung ist, auch bei unserem Volke, wird kein Einsichtiger bezweifeln. Man weiss doch, wieviele Menschen heute herumlaufen und behaupten, sie seien unmusikalisch. Man weiss, dass es Tausende gibt, die nach der Schulzeit kaum mehr ein Lied über die Lippen bringen. Man weiss, welche Verwirrung und Verlegenheit entsteht, wenn einmal irgendwo, wo Menschen zusammenkommen, ein Lied gesungen werden sollte, am Ende noch gar ohne Bücher. Man kennt das Fiasko, das von der zweiten Strophe an entsteht.

Den Ursachen dieser Erscheinung kann hier nicht nachgegangen werden. Sie liegen nicht bloss im Radio und Grammophon, sondern viel tiefer. Sie sind einfach

ein Ausfluss unseres seelischen und geistigen Zustandes, ein Ausdruck unserer Zerrissenheit und Müdigkeit.

Was aber hat dadurch ein grosser Teil unseres Volkes verloren? Nichts, sagen die einen. Wir müssen den Mut haben etwas aufzugeben, das heute nicht mehr dringend notwendig, nicht mehr Werkzeug in der Schwere des Kampfes ist. Alles, behaupten die andern, denn das Lied ist ein Ausfluss des innern Schwunges und der innern Freudigkeit, und wenn diese verloren sind, ist alles dahin.

Ich möchte heute die Antwort geben: Es ist uns eine Sprache verlorengegangen. Wir haben noch das Wort, aber wir reden damit vielfach aneinander vorbei. Wir haben noch Form und Farbe, aber wir überlassen sie den Künstlern und die Kräfte des Gestaltens sind uns in weitgehendem Masse abhanden gekommen. Und noch stärker ist dieser Verlust im Ton. Man konnte ihn scheinbar im Kampfe ums Dasein am leichtesten entbehren, man musste sich auf anderes, wichtigeres konzentrieren.

Aber eine Sprache verlieren bedeutet schwerste Schädigung, bedeutet ein Stück des inwendigen Menschen herzugeben, bedeutet Armut. Das haben Lehrer je und je eingesehen und wenn jemand im Volke mit dagegen ankämpfte, dann waren es auch die Lehrer. Sie haben der körperlichen Ertüchtigung neue Wege gewiesen, sie werden sich auch dieser geistigen Not annehmen. Die Singbewegung möchte dem Volke die Sprache des Liedes erhalten und, soweit möglich, wiedergeben.

Dabei sind zunächst einige Missverständnisse wegzuräumen. Die Singbewegung will nicht einfach altes Liedgut wieder auffrischen. Sie hat keine heimatschützerischen Absichten. Wenn sie auch vielfach darauf zurückgreift, ist es ihr doch klar, dass das Rad der Zeit nicht zurückgedreht werden kann. Ein Lied ist nicht deshalb gut, weil es vor achtzig oder hundert Jahren entstanden ist. Es gilt aus unserer Zeit heraus ein Neues zu finden. Manche Ansätze sind dafür da, aber noch schwach und ungenügend. Schöpferisches Gestalten braucht seine Zeit und Stunde. Wir warten noch auf das kommende Lied.

Und ein zweites. Die Singbewegung ist keine neue Gesangsmethode. Gewiss bringt sie allerlei handwerkliche Hilfen und Erleichterungen, wie etwa die Wandernote, das relative Tondenken usw. Aber man kann auch neue Lieder alt singen und kann nach alter Methode aus neuem Geist und neuer Einsicht heraus schaffen. Und um diese neue Einsicht geht es.

Die Singbewegung will vor allem das Lied wieder ernst nehmen. Das gehört ja eigentlich zum Wesen des Schlagers, dass niemand ihn ernst nimmt. Er dreht sich wohl einem im Kopf herum, aber er läuft im Grunde doch an einem ab, niemand möchte zu seinem Inhalt ganz ja sagen. Darum suchen wir vor allem wieder den innern Schwung einer Melodie, ihre herbe Kraft, ihre Lebendigkeit, ihren Frohsinn, ihre Schlichtheit. Wir suchen ein klares, reines, schlichtes Singen und erweitern es, wo wir können, zum Musizieren. Gerade die Tonreinheit ist nicht eine Sache, die man in erster Linie mit Zwang erreicht, sondern eine der Sammlung und des innern — ich möchte sagen Wachseins. Im allgemeinen haben Kinder ein unglaubliches «Musikgehör», wenn sie nicht verdorben sind. Sie können ihre Lieder täglich auf genau den gleichen Ton anstimmen. Jedes Aufgeregt- oder Müdesein kommt bei ihnen aber sofort im Liede zum Ausdruck. Darum

schaffe man vor allem die rechte Situation, aus der heraus es überhaupt möglich ist zu singen.

Sobald das Geltenwollen, der Ehrgeiz, das Schreien darin stecken, ist das Lied verdorben. Singen heisst mit andern zusammenklingen, sich andern einfügen, unterordnen, heisst aber auch seiner Sache gewiss und klar sein, mithelfen und mittragen. Keines darf fehlen und ausgeschaltet sein. Singen ist eine Sache der Gemeinschaft, stärkt sie, baut sie. Auch der Lehrer fügt sich ihr ein und hilft mit.

Das Kind hat ein Anrecht auf das Lied. Wie es etwa ein Anrecht hat auf Frohsinn und Freude, auf Bewegung und Spiel. Um seinetwillen müssen wir uns aus unsern Sorgen und Kämpfen, aus unserm Denken und Grübeln losreissen und wieder singen. Wie manchmal haben wir den Kopf geschüttelt, wenn wir auf dem Pausenplatz zum tausendsten Male vom Mariechen hörten, das auf einem Stein sass, vom Bauer, der ins Holz ging, vom Pfalzgraf, der an dem Rhein wohnte. Da kam unser Verstand und sagte uns: In der nächsten Stunde willst du aber etwas Rechtes mit den Kindern üben. Und dann lehrten wir sie etwas Rechtes. Aber in der nächsten Pause sangen die Kinder wieder ihr «Mariechen sass auf einem Stein». Und das überall, in allen Dörfern, schon seit Grossmutterzeiten, durch Generationen und ... ohne Gesangbücher. Nicht unser Verstand und unsere Uebersetzung ist Meister geworden, sondern — wie soll ich sagen — der Kinder Instinkt. Damit will ich nun nicht behaupten, dass wir in Zukunft anfangen sollen, das Mariechen in der Singstunde zu üben. Aber der Pausenplatz ist uns ein Beweis, welch unbändiges Bedürfnis das Kind nach dem Liede hat, sobald es in Gemeinschaft ist. Und er kann uns weiter ein Beweis sein, dass wir mit unserm Singen wieder beim Kinderliede anknüpfen müssen. Um was geht es denn darin? Um Tiere und Bäume, um Menschen, die auseinandergerissen werden, um die Furcht, um Liebe, um die uralten Probleme der Menschheit. Manchmal findet man ja kaum einen Sinn. Und doch steckt ein viel tieferer Sinn dahinter, als in manchem kindertümlichem Schulliede.

Rud. Schoch und Sam. Fisch haben in ihrem 3. Bändchen des «Schweizermusikanten» diesen Anschluss zu finden gesucht und die «Goldene Brücke» von Josef Wenz (Bärenreiterverlag) ist tatsächlich eine Brücke in dieses Kinderland. Viele dieser Lieder bewegen sich ganz einfach in drei bis fünf Tönen und manche haben den eigentümlich schwebenden Schluss, der auf ihre Beziehungen mit den Kirchentönen (Modi) hinweist.

Die Singbewegung hat uns neue Einblicke in dieses Kinderlied verschafft und zugleich gezeigt, dass das ganze Volk so gesungen hat. Wir haben mit unserm Dur und Moll schon ganze Tongeschlechter verloren, und zwar gerade solche, die mit ihrer herben Kraft und Lebendigkeit für unsere Zeit besonders wichtig sein könnten.

Aber noch in einer andern Beziehung sind uns Kinderlied und Kinderreim wichtig geworden, für die Sprache. Richtiges Singen ist ohne gutes Sprechen nicht möglich. Wir stehen aber auch hier Zerfallserscheinungen gegenüber. Nicht nur drohen die Mundarten mit ihren landesverschiedenen Ausdrücken auszusterben, sondern auch die Laute der Schriftsprache werden oberflächlicher gebildet. Das Gefühl für sprachliche Zusammenhänge, für den Bilder- und Wortreichtum ist weitgehend verlorengegangen. Die Sprechschule des Volkes aber waren seine Lieder und

Reime. Da konnte der Schnabel gewetzt, die Zunge geübt werden

z' Züri uf der undere Brugg
hät 's drü hohli, leeri, düri Röhrlü,
und dur die drü hohle, leere, düre Röhrlü
lerned d'Lüt recht rede.

Oder man denke etwa an das Brienerpürli mit seinem Kehrreim: Und simpeli, simpeli sing und ferseli duseli da ...

Gertrud Züricher hat etwa 6000 schweizerische Kinderreime aufgezeichnet. 756 davon sind in dem Bändchen «Unsere alten Kinderreime» bei Francke in Bern erschienen. Sie und z. B. Rob. Suters «Am Brünneli» sind von unschätzbarem Wert. An ihnen sollten die Kinder wieder sprechen lernen. Schon vor mehreren Jahren haben wir die Forderung aufgestellt, dass der erste Lese- und Sprachunterricht sich an diese Kinderreime anschliesse. Leider tun dies die wenigsten Fibeln genügend.

Die Singbewegung hat eine unerschöpfliche Fülle neuer Lieder gebracht. Ihre Sichtung, Auswahl und Bearbeitung ist noch eine grosse Aufgabe. Das Volkslied ist eine Angelegenheit des ganzen Sprachgebietes. Trotzdem sind auch unserem Lande hier besondere Aufgaben gestellt. Einzelne Bearbeiter, wie etwa Alfred Stern, suchen unablässig nach dem Schweizer Liede. Dieses muss ein Lied der Berge und der Hirten sein. Es wird ohne falsche Gefühlseligkeit und patriotische Absicht mithelfen neue Einblicke in das Denken und Empfinden des Volkes zu verschaffen und die Verbundenheit mit Grund und Boden neu festigen. Es wird aber auch das Lied wieder in den Alltag hineinstellen, es zum Liede der Arbeit, des Tagesbeginns, der Jahreszeiten werden lassen. Es sollte wieder das Leben begleiten, widerspiegeln, befruchten. Es sollte wohl auch in der Schule von dem stundenplanmässigen Unterricht etwas gelöst und in den Tageslauf hineingestellt werden.

Die Singbewegung möchte also dem Kinde durch das Lied neue Freude und neuen Antrieb für sein Innenleben erschliessen, sie möchte seinem Bewegungstrieb (im Zusammenhang mit dem Turnen) entgegenkommen, sie möchte es hinweisen auf das, was Volk und Heimat bedeuten und sie sucht den engsten Anschluss an die sprachliche Bildung.

Angesichts dieser Tatsachen dürfte vielleicht das Schlagwort von den «Tigern» verstummen. Es ist nicht eine Sache der «Gesangstiger», die jetzt Eingang in den Schweizer Schulen finden soll, sondern eine Aufgabe, die unsere Zeit stellt aus der geistigen Krise heraus, in die wir alle mehr oder weniger verknüpft sind. Der Wind, der hier weht, will nicht in erster Linie etwas wegfegen, sondern mithelfen, dass neue Kräfte erwachen und neuer Frohsinn einzieht in das Kinderleben.

Heiri Marti.

Musikalische Bildung

Der Artikel in Nr. 12 der SLZ, «Unehrlche Musikultur», hat den Finger auf eine schlimme Lücke in der heutigen Bildung gelegt und die Art, wie oft Musik gehört und geboten wird, mit Recht als Firnis bezeichnet. Das Heilmittel wird in einem vertieften Lehrgang für Harmonie, Kontrapunkt etc. an den Mittelschulen, besonders an den Gymnasien, gesucht. Die nachstehenden Bemerkungen sind mehr als *Frage* denn als Einwände gemeint, und ich stelle sie aus der persön-

lichen Erfahrung einer einstigen Gymnasiastin heraus. Ich muss das Bekenntnis hinzufügen, dass die Musik die vornehmste Begleiterin meiner Kindheit gewesen ist und heute noch meine Mussestunden zum grossen Teil in Anspruch nimmt — dass ich aus dem Umgang mit ihr unerschöpfliche Antriebe für den Unterricht sowohl als auch Abwehrkräfte für alle «Scheinkultur» überhaupt hole.

Es ist leider eine traurige Tatsache, dass kaum eine Epoche in musikalischer Hinsicht so sehr auf das Verständnis einer kleinen Minderheit angewiesen war wie die unsrige. Zur Zeit eines Johann Sebastian Bach, dessen 250. Geburtsjahr wir jetzt feiern, war das Volk viel mehr verwachsen mit den musikalischen Formen seiner Gegenwart, als wir es heute sind ¹⁾. Das hat seinen tiefen Grund in einer gewissen geistigen Richtungslosigkeit und im Schwanken aller religiösen Grundlagen. Die musikalische Bildung krankt an der gleichen inneren Wunde wie alle Bildung: es fehlt das geistige Zentrum. Echte Musik, sei sie nun von Bach oder Wagner, ist immer sakral. Sakral (im weitesten Sinne) dadurch, dass sie letztlich nicht sich selbst und nicht den Menschen meint.

Die Lehrpläne der Gymnasien sind überlastet. Wenn da noch ein Fach «Musikunterricht» hineingepfercht werden soll, so geschieht es sicher auf Kosten der karg bemessenen Freizeit des Schülers. Der Erfolg bleibt fraglich, solange dieses Fach einfach das Wissen bereichert. Mir bleibt die Frage zu stellen, ob der geistige Gehalt und die ethischen Kräfte (Seelenkämpfe des 3. Tristanaktes!) durch einen musikalischen Formunterricht erfasst werden können? Wenn ja, ist der junge Mensch reif zu ihrer Erfassung? Es hat keinen Sinn, Bach zu hören oder gar seine Fugen in ihrem Aufbau zu studieren, solange man nicht gewillt ist, sich von ihm erziehen zu lassen. Dazu die Bereitschaft herzustellen, wäre die allererste Aufgabe. Und das wird schwer sein, viel schwerer als es scheint. Denn es ist gleichbedeutend mit einer ganz ernstesten Auseinandersetzung mit den letzten Fragen des menschlichen Seins. Kommt es nicht zu dieser Auseinandersetzung, dann ist auch das sublimste Verständnis musikalischer Spitzenwerke — Scheinkultur. Und weiter: Kann dem jungen Menschen ein geistiges Zentrum nur so gegeben werden, oder muss er nicht in harter innerer Arbeit selbst darum kämpfen? Diese Arbeit fällt ja meist in die Zeit des Hochschulstudiums. Ist es also ehrlich, wenn wir die Mittelschüler mit musikalischen Spitzenwerken behelligen, anstatt ihnen vielleicht ein einfaches Lied nahezubringen? Die geheimsten und lebendigsten Gesetze der grossen Werke sind oft schon keimhaft enthalten in einem einfachen Lied, wenn sie sich auch mehr ahnen als nachweisen lassen. Eines tut heute not hinsichtlich der musikalischen Bildung, und das ist Bescheidenheit. Es wird immer nur ein Bruchteil von Menschen, auch gebildeten Menschen, sein, der zum Verständnis eines musikalischen und geistigen Riesen wie Joh. Seb. Bach vordringt. Aber eine dunkle Ahnung von der Unergründlichkeit dieses «Meeres» (Beethoven: Bach? — Meer sollte er heissen!) kann jedem gegeben werden, der auf dem Wege zur inneren Schlichtheit sich befindet. Besteht nicht die grosse Gefahr, dass ein Unterricht in musikalischer Form, mit dem Zweck, die Bildung zu vervollständigen, diesen Weg verbaut, statt öffnet, weil er den Schüler belastet, anstatt befreit und seine Intelligenz aufstachelt, statt in

den Hintergrund schiebt? Es wird hier etwas offenbar, was im Radio-Grammo-Betrieb so oft vergessen wird: Musik dient nicht nur zur Verschönerung des Daseins, sondern verlangt eine innere Haltung, die in denkbar tiefstem Gegensatz steht zu aller quantitativen Bildungswut. Sie wendet sich nicht nur an das Verstehen, sondern an den ganzen Menschen. Sie verlangt nicht nur ehrliche Arbeit, sondern Dienst am Unsichtbaren. Ihr kultischer Ursprung beweist das, wenn nötig, deutlich. Nicht nur in den Gymnasien, sondern in der Kinderstube schon muss die musikalische Bildung anfangen, die, wie keine andere, mit der Herzensbildung zusammenhängt.

Dann aber verliert die Verpflichtung, musikalische Spitzenwerke zu verstehen, auf einmal an Dringlichkeit. Denn dieses Verständnis ist jedem, der dafür reif ist, spontanes Bedürfnis. Und er merkt dabei, dass dieses Verstehen auf einer Arbeit ruht, die mehr an ihm geschehen ist, als dass er sie selbst geleistet hat. — Meine letzte Frage heisst: Ist diese Arbeit — auch wenn sie beim Volksliede stehen bleibt — nicht wichtiger als eine lückenlose Allgemeinbildung?

Heidi Birmann.

Zur Psychologie der Kinder

Ein Wort Samuel Butlers.

Wir meinen den Butler des 19. Jahrhunderts, nicht den grossen Satiristen des siebzehnten. — In Butlers Gesammelten Essays finden wir den menschlich überaus tiefen und doch einfachen Satz: «*It is generally the nicest and best children who will be the slowest in finding out how completely they have been humbugged.*» Er steht in einem kürzern Versuch mit dem merkwürdigen Titel: «*On knowing what gives us pleasure.*» Es ist eine Art Grundlegung zur Aesthetik — über das, was uns Freude macht, ob und wie wir es wissen können, eine Art epikureische Problemstellung. — Jedoch der Satz, bei dem wir uns aufhalten wollen, hat darauf keine innern Bezüge, er sprudelt wie jeder echte Aphorismus gleichsam zufällig aus dieser Betrachtung, ein Weiser schlägt, während er uns belehrt, seine Augen auf und lässt uns mit einem Blicke noch tiefer sehen. «*Gewöhnlich erkennen es die artigsten und besten Kinder am spätesten, wie sehr sie genarrt worden sind.*» So ungefähr läuft der Gedanke Butlers.

Wörtlich ist es eine Umschreibung des braven Kindes. Das brave Kind ist deswegen brav, weil es nicht weiss, oder zu spät weiss, wie übel man mit ihm umgesprungen ist... Wir steigen da gleich in die obersten Regionen einer allgemeinen Ethik, wo sie mit der Charakterlehre zusammenläuft, oder mit einer allgemeinen Psychologie; wir kommen auch in die Nähe einiger modernen Kritiker der Erziehung, andererseits Nietzsches. Werden die ethischen hohen Eigenschaften (Güte, Treue) auf Kosten der Klugheit und des Weltverstandes entwickelt? Hier springt die Idee des Opferlammes auf. Und wir erinnern uns an Siegfrieds und Balders Tod. — Eltern und Erzieher müssen sich bei Butlers Gedankenblitz betroffen fragen: Steht es so? Kann in der Kinderstube nur Tyrannei und List — keine Güte von oben regieren? Oder sind gerade die besten Kinder am wenigsten ausgerüstet, sich dagegen zu wehren, wo sie herrschen?

Hat Butler recht (und sein Satz tönt so klingend scharf wie eine Wahrheit), so setzt dies doch nicht voraus, dass oben ständig Fehler gemacht werden, grosse, böse Fehler, von den Kindermädchen bis hinauf

¹⁾ Diese Behauptung wird wohl eher einem retrospektiven Wunschideal, als historischer Wirklichkeit entsprechen. Red.

zu den Denkern, Geistmenschen, welche den Weg der Menschheit ideell für Jahrhunderte bestimmen; es ist nur die Rede von dem Charakter des braven Kindes. Es *gibt* natürlich verschiedene Leiter der Jugend, verschiedenerlei geistige Verfahren, Fahrzeuge, in die sie eingespannt wird. Gute und schlechte, nachlässige, blinde, gewalttätige, sinnverstopfte, lieblose, als Aeuserlichkeit verstockte, allerlei Arten von Abrichtung — gute dagegen, wo dem Kind alle Freiheit der Selbstentwicklung gewährt wird, der stärkste Eingriff von aussen ist sozusagen die Begründung der Sprache im Verkehr, und überaus wichtig freilich, welche Sprachkeime ihm in den Geist gelegt werden; im übrigen ist alle gute Erziehung blosser Schutz und Verlockung zur Tätigkeit, zur freudigen Bewegung auf dem Erdkreis. (Siehe darüber auch die besten Kapitel, nicht alle, in Russels Buch «*On Education, especially in early childhood*».) — Die Grundvoraussetzung, dass Kinder nicht nasgeführt seien (*not humbugged*), ist die eigene rechte Führung der Alten an sich selbst, die Klugheit und Sicherheit des ganzen Lebens, und da könnte einem bei den heutigen Lasten ja freilich schwer zu Gemüte werden, es sieht ja gar nicht vollkommen aus, es wird so viel experimentiert... Aber davon ist hier nicht zu handeln, nur darauf gilt es zu achten: *wenn* Butler recht hat, wenn die besten und artigsten Kinder — und er scheint sie so zusammenzunehmen, dass die besten Kinder zugleich die artigsten sind, dass zum vollen Wert auch der reichste und schönste Charakter gehöre — *wenn* die besten Kinder es zu spät merken, dass sie übel geführt, um ihr Leben betrogen worden sind, dann erwächst den guten Alten und Helfern die schwere Aufgabe, hier nicht zu fehlen... Die Erziehung ist ja immer Aktion und Reaktion; wenn also die guten Kinder so lenksam und schmiegsam sind, auch wo von aussen etwas nicht stimmt, wenn sie einen Schmerz verbeissen, weil sie an Gerechtigkeit glauben und die grossen Seelen über ihnen verehren, dann müssen sich die Grossen doppelt überwachen, um keinen Schaden zu stiften, weil das gute Kind es ihnen nicht sagt, nicht gegen sie kämpft, wenn sie nicht recht tun.

Es steckt natürlich ein kleiner Widerspruch in Butlers Behauptung: Wenn wir annehmen, der Kampf gegen das Uebel und das Falsche von oben, der hier z. B. dem Kinde obläge, sei etwas Rechtes, Gesundes, warum sind dann nicht die *besten* Kinder auch dazu imstande? Müssen sie, als beste, nicht auch kräftig sein, so wie vielleicht Nietzsche die Vollmenschen träumte? An dieser Frage scheinen sich eben die Geister zu trennen. Natürlich müssen und können sie es, werden die einen sagen, der beste, wertvollste Mensch muss auch scharfsinnig und stark sein, schon als Kind ein Heros (als wäre Jesus im Tempel dazu ein Vorbild) — andere werden leise dazu neigen, Butlers Satz als unerklärt hinzunehmen, so dass der höchste Typus Mensch irgendwie eine Zartheit besitzt, an der er vielleicht zugrunde gehen kann, vor der Zeit (wie Hölderlin), wo die geringere Art sich robust behauptet. Gibt es viel solche zarte, gutartige Kinder, so auch als Gegenstück den Tyrannen, der daran seine Freude hat, während die besten, tiefgründigen Lenker vor dieser Schmiegsamkeit irgendwie scheu werden, vor ihr zurückstehen... Manchmal kommen einem die Völker so vor, die treuherzigsten hätten dann die ärgsten Tyrannen über sich, sie merken es nicht.

Aber in Butlers merkwürdigem Satz ist zugleich der Schlüssel zum Ausgang aus dieser Sackgasse, — er sagt

ja nur: *gewöhnlich*; gewöhnlich seien die besten Kinder auch die am wenigsten schlaun, merken das Uebel nicht... Denn es gibt auch die Ausnahme, wo eines der «besten und artigsten Kinder» es merkt, und dann fängt eine neue Heldenzeit an, es tritt ein neuer Erlöser auf den Plan. Ueberragende Schärfe und Klarheit des Geistes, Güte des Charakters, Güte besonders den Schwachen gegenüber, aber unbeugsame Stärke gegen die Uebelwollenden zeichnen solche befreiende Menschen immer aus. Hier hat einmal ein gutes Kind den Schleier zerrissen, den ihm die Ehrfurcht bedeutete, und es wagt, alles ganz klar zu sehen und zu erkennen, was recht und unrecht ist. Und der echte Erlöser zeichnet sich dadurch vor dem *falschen* aus, dass er um die Zartheit des edelsten Menschentypus weiss, dem er selbst zugehört, und was dieser Zartheit entspricht; er wird diese Schwachen und Zarten zuerst behüten, er versteht, dass sie vor allen schutzbedürftig sind. Der *falsche* Erlöser wirkt auf Kosten dieser zarten Glieder eines Volkes. Es ist nicht schwer, für beide Arten in der Religionsgeschichte und in der politischen Beispiele zu finden.

Butler selbst, wenn man sein Leben etwas studiert, ist eins dieser Kinder, das zu spät, nämlich als seine ganze Erziehung abgeschlossen war, entdeckte, auf wie falschen Wegen er geführt worden war, und während mühsamer Jahrzehnte sich bis zu seinem Ende bemühte, zu den richtigen zurückzufinden. Um so wertvoller ist uns sein Wort.

Konrad Bänninger.

Vom Nachahmungstrieb der Kinder.

Der Nachahmungstrieb ist oft nicht mehr Spiel, sondern führt zu Tätigkeiten, die Tun und Treiben der Erwachsenen nachschaffen. Wie die Grossen kaufen, verkaufen, tauschen, Handel treiben, Schulden machen, sie bezahlen oder nicht, Geldforderungen eintreiben und zu Pfändungen schreiten — all das ist Gegenstand der Beobachtung der Kinder und wird um so eingehender studiert, wenn sie durch den Rechenunterricht mit dem Zahlenbegriff vertraut wurden. Dadurch erhalten sie die tatsächliche Grundlage für ihre eigenen kleinen Geschäfte. Handelt es sich um mehrklassige Schulen, wo die Zweit-, Dritt- und Viertklässler mit den Oberklassen zusammenkommen und aus dem Unterricht der 7. und 8. Stufe einige Brocken über Schuldschein und Bürgerschaft aufschnappen, werden auch die Kleinen schon versuchen, die Theorie der Rechenstunde in die Praxis umzusetzen.

Bleistifte, Federn, Federhalter, Federkasten; Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kuchen, welche für die Pause mitgebracht werden; Schusser und Glasperlen, Haarspangen bei den Mädchen, alles wird getauscht, gekauft und verkauft. Gummiringe und Eisenketten, die in den Augen der Schüler, ich weiss nicht was für eine Bedeutung haben, wandern in die Schule und werden versteigert. Sorgsam werden die Rappen, die Fünfer und Zehner, welche die Kinder von den Eltern erhalten, abgewogen. Kommt dann ein Festtag, hat ein Schüler Geburtstag und bringt er die neuen Geschenke in die Schule, dann beginnt ein Vergleichen und Prüfen, ein Loben und Anpreisen, ein Werben oder auch Herabsetzen der Sachen. Dabei entwickeln die kleinen Krämer Eigenschaften, die in ihnen schon den späteren redlichen Kaufmann oder den verschlagenen, gewinnsüchtigen Händler ahnen lassen; auch der Schieber und Wucherer, alle sind hier schon im kleinen vertreten. Ein rechter Kettenhandel wiederholt sich. Der von A gekaufte Bleistift wandert im Tausch gegen

einige Aepfel an B und von hier weiter gegen ein Heft oder eine Sackpfeife an C; zum Schluss ist der Bleistift teurer als im Geschäft, oder er erzielt einen Schleuderpreis. Auch die Not eines Mitschülers wird ausgenützt. Er braucht augenblicklich einen Bleistift, einen Federhalter, er hat den seinen vergessen oder verschlampt und fürchtet, vom Lehrer getadelt zu werden — sofort ist der kleine Bleistift- und Federschacher bereit, sein Arsenal zu öffnen und dem in der Klemme befindlichen Mitschüler auszuhelfen, oft mit späterer Bezahlung, die dann um so teurer ist. Dass es bei solchen Vorkommnissen der Wachsamkeit des Lehrers bedarf, ist verständlich, aber im geheimen glimmt die Handelsmanie weiter, wird in die Pause, auf den Schulweg verlegt, sucht sich durch Spickzettel unauffällig zu machen. Werden die eingegangenen Schulden nicht bezahlt, so sucht der kleine Händler sein gutes Recht zu wahren, gerade wie der Erwachsene, hat er es ihm doch abgelauscht.

Ein kleiner Viertklässler hatte in der 5klassigen Oberschule von der 7. und 8. Klasse einige Worte über die Abfassung eines Mahnbriefes an einen säumigen Schuldner aufgefangen. Was tut er? Auch er hatte einem Mitschüler zuviel ausgeholfen und bangte nun um die Rückzahlung seines Geldes. Kurzenschlossen wandte er sich an den Vater seines Schuldners und sandte ihm per Post einen frankierten Brief mit der Zahlungsforderung:

3. März 1934.

Gehrter Herr N.

Ich habe nun wieder vernommen das euer Knabe X. immer 1—2 Fr. in die Schule bringt. Ich weiss nicht ob er es daheim nimmt. Er ist 90 Rp. schuldig und bringt es nie er ist es mir schon 2. Wochen schuld Und immer sagt er, er bringe es Und immer bringt er es nicht. Er ist NN auch noch 1. Fr. schuldig.

Es grüsst sie herzlich

NN.

Aehnliche originelle Zwischenfälle können vorkommen, originell und heiter sind sie natürlich nur vom Standpunkt des unbeteiligten Beschauers aus, der sich bewusst ist, dass die Kinder manches von den Erwachsenen aufgegriffen haben und nur zu oft zu Hause von den Geldgeschäften der Eltern schon zuviel erfahren.

Dr. F. L.

Strafe gerecht!

Es war einmal ein kluger Richter. Der hatte über zehn Diebe zu urteilen. Er trat vor jeden hin und fragte: «Was hast du auf dem Gewissen?» Jeder erwiderte: «3000 Fr.» — «Gut», sagte der Richter, «dann bekommt ihr auch alle die gleiche Strafe.» Denn er hatte sich eine Tabelle gemacht, damit er immer die gleiche Schuld in gleichem Masse bestrafen könne. Darauf stand: Diebstahl... 1000 Fr. = 1 Jahr Strafe, 2000 Fr. = 2 Jahre, 3000 Fr. = 3 Jahre... usw. Auf diese Tabelle hielt der Richter sehr viel, denn sie war gerecht. Und er sprach zu den Angeklagten: «Ihr habt alle 3000 Fr. gestohlen, darum bekommt ihr auch alle 3 Jahre Strafe.»

Da erhob sich ein greulicher Lärm unter den Angeklagten. Die einen weinten, andere lachten und einige kamen voll Entrüstung auf den Richter los. Was war denn geschehen? War dieses Urteil etwa nicht recht?

Es erwiderte der erste:

«Ich habe das Geld gefunden, bloss habe ich niemandem etwas davon gesagt. Das ist meine ganze Schuld.»

Der zweite:

«Mein Meister hat das Geld nur immer so liegen lassen, ich hätte es sonst nicht genommen.»

Die andern:

«Ich hatte so Hunger, drei Tage nichts gegessen.»

«Ich stahl bei Nacht. Die Fenster brach ich ein.»

«Ich macht' mir's leicht, ich fälschte Zahlen in den Büchern.»

«Ich schlug ihn tot, als er sich mir entgegenstellte.»

.....

Da dachte der Richter: «Aha! Ich habe was vergessen! Ich habe vergessen, nach den nähern Umständen der Tat zu fragen.» Und er machte verschiedene Kategorien.

	Fund	Zufall	Not	Betrug	Einbruch	Mord
1000 Fr.	1 J.	2 J.	3 J.	4 J.	5 J.	6 J.
2000 Fr.	2 J.	3 J.	4 J.	5 J.	6 J.	7 J.
..... usw.						

Also verkündete er das neue Urteil. Aber wiederum fand er Jammern, Entrüstung, Hohnlachen.

Warum weint ihr?

«Ich hab' zuhause Weib und Kinder, die verkümmern ohne mich.»

«Mir ist ein jung frisch Mädchen hold, das wollt' ich bald nach Hause führen.»

«Nie drängte die Arbeit mehr auf den Feldern als gerade jetzt.»

Warum lacht ihr?

«Weil sich jetzt wieder jemand um mich bekümmert.»

«Bald kommt der Winter. Mir ist um ein warmes Plätzchen nicht mehr bang.»

«Ich freu' mich auf die frische Wäsche und die ganzen Kleider.»

Der Richter sah sich von neuem um seine Hoffnung betrogen. Alle sollten bestraft werden, aber alle sollten die Strafe *fühlen*, der Schmerz sollte auf ihre Gesichter treten, sollte sich einschneiden in ihre Wangen, in ihre Stirn, wenig tief bei wenig Fehlbaren, tiefer und tiefer, wie grösser die Schuld.

Und er fragte nach ihren persönlichen Umständen. Er änderte die Strafen und hoffte von neuem. — Vergebens! Noch zeigte sich nicht das gewollte Bild vom eingefurchten Schmerz. Auf manche Frage musste er noch Rücksicht nehmen. *Das Vorleben, die Eltern, die Vererbung, die persönlichen Beziehungen...*

Endlich hatte er sein Ziel erreicht. Auf allen Gesichtern zeigte sich der Schmerz. Schwach nur bei den kleinen, stark und tief bei den grossen Verbrechern. Und der Richter freute sich seiner Kunst. Stolz trat er vor den Meister und sprach: «Ich hab' das grosse Werk vollbracht.»

Der Meister schaute ihn lächelnd an und sprach mitleidig: «Du Tropf! Du hast auf Schall und Schein gebaut. Woher weisst du, dass ihre Gesichter nicht alles Masken sind? Hast du in ihren Herzen gelesen? Weisst du, welche Aenderungen schon nach einer Stunde eingetreten sein werden? Und eines vor allem merke dir: Die Strafe soll nicht Rache und Vergeltung sein, sie soll bloss eines eurer bescheidenen Mittel sein, zu *bessern*. Mein ist die Rache, spricht der Herr.»

Beschämt schlich sich der Richter von dannen. Er fuhr fort zu richten zum Segen der Menschheit, er wurde berühmt in vielen Landen wegen seiner Klugheit und Gerechtigkeit. Aber er trat nie mehr vor den Meister, ihn zu fragen: «Sieh, Herr, bin ich nicht

ein gerechter Richter?», sondern blieb sich demütig seiner Kleinheit bewusst.

Dieser Richter könnte auch Lehrer sein.

Uns Lehrern wird oft der Vorwurf gemacht, wir seien ungerecht im Strafen. Kein Vorwurf ist wohl berechtigter als dieser. Kein einziger Lehrer ist im Strafen gerecht, es kann kein einziger gerecht sein, weil wir niemals alle Umstände, die zu einer Tat geführt haben, richtig ergründen und abschätzen können. *Auch die eingehendste Untersuchung scheitert an der menschlichen Unvollkommenheit.*

So kann man natürlich die Ungerechtigkeit dem Lehrer nicht übel nehmen. Sie haftet an seinem Berufe wie die Erbsünde am Menschen.

Aber eines ist vor allem wichtig: *Der Lehrer muss wissen, dass er immer ungerecht ist.* Wir können den Lehrer in dieser Beziehung vielleicht am besten mit einem Seiltänzer vergleichen. Beim Seiltänzer ist die Hauptsache, dass er im Gleichgewicht ist. Sobald er sein Gleichgewicht verliert, ist es aus mit seiner Kunst. Und doch ist der Seiltänzer sozusagen nie im Gleichgewicht. Ich meine im absoluten Gleichgewicht. Sein Gleichgewicht besteht vielmehr in einem Hin- und Herpendeln des Körpers. Bald neigt sein Körper nach rechts, bald nach links, und der Tänzer muss sich bemühen, durch kleinste Muskelbewegungen immer wieder seine Lage zu korrigieren. Der Seiltänzer weiss, dass er nie im Gleichgewicht ist, darum ist auch der kleinste Muskel in steter Bereitschaft, helfend, korrigierend einzugreifen. Würde sich der Tänzer auch nur einen Augenblick auf die Ansicht versteifen, er sei im Gleichgewicht, pardaun, so läge er schon unten.

Aehnlich steht es mit dem Lehrer. Wenn er weiss, dass er sich stets im Unrecht befindet, dann ist er auch stets bereit, dieses Unrecht wieder gut zu machen. Wie beim Seiltänzer der letzte Muskel, so ist beim Lehrer die hinterste seelische Fähigkeit in steter Bereitschaft, Unrecht zu entdecken und wieder gut zu machen.

Diese stetige Bereitschaft hält den Lehrer durchaus nicht von der Erfüllung seiner übrigen Aufgaben ab. Der eingewöhnte Seiltänzer oder der Velofahrer denken nicht mehr an das Gleichgewicht, sie machen ganz unwillkürlich die zur Erhaltung des Gleichgewichts nötigen Bewegungen.

Die Gerechtigkeit des Lehrers besteht also in einem steten Pendeln von zu grosser Milde nach zu grosser Strenge und umgekehrt. Die Schule ist aber kein Seil, und darum fällt der Lehrer auch nicht, wenn er sich auch lange Zeit zu grosser Milde oder zu grosser Strenge beflusst. Dass er das Gleichgewicht verloren hat, merkt er dann nur daran, dass es nicht mehr so recht geht.

Soll sich der Lehrer darüber Gedanken machen, dass er stets im Unrecht ist? — Doch wohl so wenig, als sich der Seiltänzer darüber Gedanken macht, dass er nie im Gleichgewicht ist.

Und der Autorität schadet es wohl auch weniger, wenn der Lehrer bereit ist, geschehenes Unrecht wieder gut zu machen, als wenn er eigensinnig auf dem Unrecht beharrt. Um grosses Unrecht wird es sich gewöhnlich ja nicht handeln, obwohl bei unserer unzulänglichen Menschenkenntnis recht grobe Fehler nicht ausgeschlossen sind.

Hans Fürst.

Auf Besuch in Baden

«Der 45. schweizerische Lehrerbildungskurs für Knabenhandarbeit und Arbeitsprinzip» zeigt, wie die früheren, dem Besucher ein Bild regster Tätigkeit und hingebungsvoll eifrigen Schaffens seitens der Organisatoren, der Kursleiter und der «Schüler». Wenn diese Kurse nicht mehr böten als die Notwendigkeit für den Lehrer, sich wieder intensiv in den Zustand des Lernenden einfühlen zu müssen, wäre durch sie schon mancherlei geleistet, aber zu wenig, um die grosse Arbeit der Organisation dieses Kurses zu rechtfertigen, der in Herrn *Albert Maurer*, Baden, einen sehr sachkundigen und energischen Direktor hat, noch die jahrelange Vorbereitung fordernde Tätigkeit der Kursleiter und die Preisgabe der Ferien der 174 Kursisten aus 20 Schulkantonen. (Nur Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden und Appenzell-Innerrhoden sind nicht vertreten.) Auch die letztes Jahr um 2000 Fr. gekürzte Bundessubvention, die sich jetzt auf 11 000 Fr. beläuft, und die weitem Unterstützungen finanzieller und moralischer Art durch den Kursort und durch den Kanton dürfen nur einem Unternehmen von allgemeiner Bedeutung zukommen.

Diese Bedeutung an dieser Stelle zu begründen, ist wohl unnötig; die Kurse sind eingelebt und zur Selbstverständlichkeit geworden. Einige Streiflichter von einem Besucher, dem freundliche Aufnahme und Information zuteil wurde, haben vielleicht die Folge, diesen und jenen anzuregen, sich jetzt schon für das nächste Jahr die Ferienzeit zur fachlichen Weiterbildung auszusparen, erworbene Uebungen in einem «Wiederholiger» aufzufrischen oder ein neues Fachgebiet anzugreifen.

Ueber die Arbeitslokalitäten im ganz modernen, mustergültig angelegten Bezirksschulhaus an der «Burghalde» und im stattlichen Gemeindeschulhaus sind die Beteiligten des Lobes voll. Nur der mit 23 Teilnehmern stark besetzte Kurs für Physik und Chemie, der in Herrn *P. Hertli*, Andelfingen, einen methodisch und fachlich ganz hervorragenden Leiter hat, scheint etwas beengt, da das praktische Arbeiten an den Apparaten und die Experimente viel Raum brauchen. Schweizerische Firmen für Apparatenbau haben dieser Abteilung für die Arbeiten über Elektrizität erstklassige Hilfsmittel serienweise gratis zur Verfügung gestellt. Das Arbeiten an Apparaten aus der normalen Praxis ist vorteilhafter als an Schulapparaten, die oft wie unsoliden Spielzeug aussehen.

Tadellos ausgestattet ist der Hobelbankraum des Bezirksschulgebäudes. Zeichen- und Handarbeitslehrer *A. Schneider* vom Seminar Wettingen führt dort seine 14 Lehrlinge in die Holztechnik ein. In einer improvisierten Werkstatt daneben regiert *M. R. Dunand*, Genf, ausschliesslicher Fachlehrer für Handarbeit, mit Geduld und Humor seine 17 Eleven, die nicht weniger als 4 Muttersprachen repräsentieren. Für die auf Freitag dieser Woche vorgesehene Ausstellung liegen Nagelkistchen, Schneidbrett, Futterhäuschen, Konsolen, Blumenbänke, Stafettenstäbe, Waschseilhaspeln, Kleiderbügel, Christbaumfüsse, Meisennistkasten, Werkzeugkästchen, Axthalme, Plättböcke, Schemel und Kassetten, also eine reiche Reihe wirklich praktischer Stücke vor. Dazu kommen die wichtigen formalbildenden Uebungsstücke, welche die verschiedenen Techniken zeigen, an welchen das Nacherleben des Erfindens und Entdeckens aufleuchten kann. (Kritisch wäre u. a. vielleicht zu bemerken, dass vor den Futterkästchen

die Anflugstäbchen fehlen. Nach Ramseyer sollten die Meisenkasten nicht senkrecht, sondern waagrecht an Aeste befestigt werden, also mit entsprechender Fluglochänderung und mit Anflugstab versehen sein.)

Den Schul-Holzarbeiten ist ein gewisser stereotyper Zug in viel grösserem Masse eigen als den Erzeugnissen aus dem viel beweglicheren kunsthandwerklich und individuell leichter gestaltbaren Materials der Gruppe von 19 Schülern, die unter der meisterlichen und erfinderischen Leitung von Herrn *W. Ritter*, Biel-Mett, mit Papier und Pappe und einer Fülle von Farbtechniken arbeitet. Aber auch hier steht das handwerkliche Können im Vordergrund, indessen beim Kurs für die Unterstufe ein spielerischer Zug sich selbstverständlich einstellen muss. Mit Papierfaltarbeiten, Kleben, mit Bast und Peddigrohr und Span u. a. wird gelehrt, wie dem Tätigkeitstrieb der Kleinsten sinnvoll gerichtetes, praktisches Uebungswerk geboten wird. Herr *H. Säuberlin*, Basel, war hier freundlicher Erklärer seiner sympathischen Bestrebungen.

Die Apparatur der zwei letztgenannten Gruppen ist einfach, der Betrieb billig. Man kann deshalb diese Handfertigkeiten in weiterem Umfange einführen als Hobelbankarbeit. In einem Ausstellungsraum war eine interessante Einrichtung zu sehen, die für die Einführung von Holzarbeit in beengten Schulverhältnissen grosse Bedeutung erhalten kann. Es handelt sich um eine ganz neue Erfindung schweizerischer Herkunft, «Haltfest» genannt. Mit einem kleinen Metallsatz kann man an jedem Tisch Hobelbank oder Sägebock einrichten. Damit ist es möglich, den gleichen Raum und Tisch abwechslungsweise für verschiedenartige Handarbeit einzurichten, denn die genannten Apparate können einfach abgeschraubt und in einer Schublade versorgt werden. Die Einrichtung eines erweiterten Handarbeitsunterrichtes auf dem Lande wird durch diese Erfindung bedeutend erleichtert.

Die teuerste Werkstatt verlangt die *Metallarbeit*. Sie wird in Baden selbst (von Herrn *W. Maurer*) nur an der Oberstufe der Primarschule gegeben, aus der die meisten Metallarbeiter hervorgehen. Dem Kurse stehen vortreffliche Arbeitsbänke zur Verfügung, welche die Firma Brown, Boveri & Cie. gebaut hat. Unter der Leitung von Herrn *J. Wegmann*, Zürich, entstehen, von 16 Teilnehmern geschaffte, Draht-, Feil-, Blech- und Bandeisen- und Treibarbeiten und Nietübungen. Man sah sehr praktische, währschafte Stücke, z. B. Backformen, Schaufeln, Kleiderhaken, Briefbeschwerer und -öffner, getriebene Schalen in Eisen, Messing und Kupfer. Das Material setzt sich hier bestimmend durch; sein grösserer Widerstand bedingt die strengere Form, das Handwerkliche, Spezialisierte drängt sich noch stärker hervor als bei den vorher beschriebenen Techniken; der Lehrer muss mindestens ein «halber» Schmied sein.

Es war bisher nur die Rede von dem *ersten* Teil des Kurstitels, von der *Knabenhandarbeit*. Das kommt nicht nur daher, weil zufälligerweise beim Besuche die Kurse über das «*Arbeitsprinzip*» (welches Hugo Gaudig die «geistige Arbeitsschule der Zukunft» benannt hat) auf Exkursionen abwesend waren. Dem speziellen Arbeitsprinzip sind vier Gruppen zugeteilt, Arbeitsfeld der folgenden Kursleiter: für die Unterstufe Herr *E. Schifferli*, Wettingen; für die Mittelstufe Herr *J. Stähli*, Glarus, und *M. W. Breithaupt*, Cointrin-Genève; für die Oberstufe Herr *E. Grauwiler*, Liestal. Es handelt sich bei der Zweiteilung, die der lange Kurstitel richtig andeutet, wirklich um zwei, wenigstens theoretisch unterscheidbare methodische Gebiete. Deren Sonderart hat vor allem Kerschen-

steiner¹⁾ deutlich umschrieben. Das Aktivitätsprinzip hat er folgendermassen formuliert:

«Sorge, dass in aller Arbeit, die der freien Selbsttätigkeit des Zöglings gemäss seiner jeweiligen geistigen Struktur aus Bildungsabsichten zugebilligt werden kann oder zugemutet werden darf, nicht bloss der Arbeitsverlauf selbst, sondern auch das abgeschlossene Werk der sorgfältigen Selbstprüfung des Zöglings unterstellt wird, soweit es Form und Inhalt der Selbsttätigkeit möglich macht.»

Jene Arbeiten, «bei denen sich die Bündigkeit des Werkes durch Mass, Zahl, Gewicht oder funktionsweise objektiv, ja experimentell feststellen lässt», sind in erster Linie geeignet, den Zögling zur Selbstprüfung zu bestimmen und damit zur erlebten und eingewöhnten Sachlichkeit zu führen. Die zuerst genannten Vertreter, die Kursleiter der *Knabenhandarbeit* stehen daher zum vorneherein auf einem sicheren Boden, denn in der Technik rächt sich jeder Fehler unmittelbar. «Die Verifikation prüft das Was und Wie der Arbeit», sei sie nun handwerklicher oder sonst konstruktiver, oder mathematischer, physikalischer oder chemischer Art. Die Lehrer des Arbeitsprinzips auf *andern* Gebieten sind nicht in so günstiger Lage, sie können nicht so endgültige Effekte ihres Erfolges vorweisen. Die Kontrolle und Wirkung ihrer Leistung ist problematischer und in die Ferne gerückt, die pädagogische Verantwortlichkeit daher eine viel grössere und der Vorwurf, Arbeitsschule zur Spielschule zu verwandeln, liegt näher. Damit soll keinen Augenblick das Bedeutungsvolle dieser Seite dieser Kurse bezweifelt werden, aber den wahren Effekt kann man an den Ausstellungsstücken weder demonstrieren noch anschaulich und sicher treffend beschreiben. Sn.

Ergebnisse neuer Forschung

Unbegründet verfeimte Tiere.

Einseitiger Utilitarismus bedroht alle Lebewesen, die nicht in die oft recht willkürlich bestimmte Kategorie der Nützlichkeit fallen, mit der Ausrottung. Oft entstehen dann, als Folge, Nebenwirkungen, die mehr Schaden stiften als die verfolgten Tiere. Wird z. B. das reissende Raubwild zu sehr vermindert, dann dient das dem Hirsch- und Rehbestande gar nicht. Kümmerliche und mit ansteckenden Krankheiten behaftete Tiere bleiben in diesem Falle bei der Herde und bestimmen die Nachkommenschaft ungünstig oder stecken die andern mit Seuchen an, wo die Naturpolizei fehlt. Zu spät geht oft die Erkenntnis auf, dass auch vom Standpunkte der reinen Nützlichkeit ein schönes Tier sinnlos geopfert wurde und die Verödung der ohnehin so engbegrenzten unbewohnten und unberührten Heimat sich weiter entwickelt hat.

Neuere Forschungen des Schaffhauser Forschers Stemmler haben erwiesen, dass die *Lämmergeier* (sie sind in der Schweiz seit mehr als einem halben Jahrhundert verschwunden) sich fast ausschliesslich von Aas und besonders von herumliegenden Knochen nähren.

Selbst bei den verfeimten *Krähen* ist das «Charakterbild» schwankend. Dass sie die eigentlichsten Feinde der Werren (Maulwurfsgrillen) sind, hat Dr. Jegen im Zusammenhange eines Aufsatzes über die mehr als problematischen Wirkungen der Giftbespritzung zur Abwehr des Ungeziefers an Obstbäumen in der letzten Mai-Nummer der Zeitschrift «Gesundheit und Wohlfahrt», dem Organ der Schweiz. Gesellschaft für Gesundheitspflege, nachgewiesen; ebenso intensiv arbeiten sie gegen das Ueberhandnehmen der Engerlinge.

Dem *Fischreier* entsteht in Studienassessor S. Ulbrich, Magdeburg, ein guter Fürsprecher. Er hat bei Untersuchungen von Nistplätzen festgestellt, dass der Reier die überall massenhaft vorkommenden Mäuse in grosser Zahl vertilgt und aus dem

¹⁾ Kerschensteiner- Theorie der Bildung, S. 452 ff.

Wasser die «räuberischen» Larven und den ausgewachsenen Gelbrandkäfer mit Vorliebe herausholt. Zudem geht er den bedrohlich sich ausbreitenden, aus China importierten Wollhandkrabben zu Leibe. (Der Naturforscher, Heft 2/1935.)

Die Seitenlinie der Fische.

Es ist der Strich, der bei vielen Fischen vom Kopf zum Schwanz in halber Körperhöhe verläuft und am Kopfe, in mehrere Linien verteilt, sich bis zur Schnauze verlängert. In Nr. 16 der «Forschungen und Fortschritte» berichtet Dr. *Sven Dykgraaf*, von der Universität München, über neuere Untersuchungen der «Seitenlinie», die seit langem als Sinnesorgan bekannt, aber in ihrer vollen Bedeutung nicht sicher bestimmt war. Vermittels dieses unter der Haut verborgenen Apparates können die Fische die durch feste Körper im Wasser entstehenden Strömungen spüren und so denselben ausweichen oder je nach der Art sie aufsuchen, z. B. Beutetiere. An blinden Fischen wurde die Sicherheit beobachtet, mit der dieser «Fernstastsinn» wirkt. Die operative Zerstörung der «Seitenlinie» hat den Verlust der Fernempfindungen zur Folge. **

Kantonale Schulnachrichten

Bern.

Sekundarlehrerbildung im Kanton Bern. Die Studienkommission für die Reform der Sekundarlehrerbildung unterbreitete der Unterrichtsdirektion ein vorläufiges Programm, das vor allem der Ueberproduktion an Lehrkräften für die Sekundarschulstufe steuern, aber auch der bessern Ausbildung dienen will.

Dieses «Sofortprogramm» sieht zur Hauptsache die Verlängerung des Hochschulstudiums vor, und zwar für die seminaristisch vorgebildeten Studierenden von 4 auf 5 und für ihre Kommilitonen, die vom Gymnasium herkommen, von 5 auf 6 Semester. Von den ersteren haben die Kandidaten der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung ein Semester an irgendeiner ausserkantonalen Universität zuzubringen, diejenigen der sprachlich-historischen Abteilung an einer solchen in französischem Sprachgebiet.

Eine weitere Bestimmung besagt, dass die Wählbarkeit an eine öffentliche Sekundarschule des Kantons erst ein Jahr nach der Patentierung eintrete. Auf Sekundarlehrer, die vorher wenigstens 3 Jahre Primarschuldienst in fester Anstellung leisteten, soll diese Bestimmung nicht Anwendung finden. Rb.

An dem schönen Patrizierhause in Kirchberg bei Burgdorf, in welchem Johann Rudolf Tschiffeli wohnte, wurde eine Gedenktafel errichtet. Tschiffeli, ursprünglich jurassischen Herkommens, war im 18. Jahrhundert der hervorragendste schweizerische Theoretiker und Praktiker der Landwirtschaft. Seine Versuche und Reformen sind von nachhaltiger Bedeutung gewesen. Bei Tschiffeli arbeitete Joh. Heinr. Pestalozzi als Landwirtschaftspraktikant während beinahe eines Jahres, bevor er den Neuhof übernahm. Es war vor allem der Mangel an Kapital, welcher ihn verhinderte, aus diesem Gute das herauszubringen, was er nach seinem hervorragenden Vorbild, bei dem er gründlich gearbeitet hatte, hätte herausbringen können. Die Gedenktafel für den Lehrer Pestalozzis, der selbst ein wahrer Volksfreund war, wird am 10. August enthüllt. **

Graubünden.

Die Praxis bildet selbst das Notwendige aus. Was theoretisch unmöglich erscheint, kann sich als Tatsache entwickeln und die neue Wirklichkeit schafft sich selbst die zugehörigen Begriffe. Ein Beispiel: Die Ge-

meinde Tarasp im Unterengadin schreibt eine Sekundarlehrerstelle aus und verlangt von den Bewerbern den Besitz eines «eidgenössischen Sekundarlehrerpapentes». Die Herren des Gemeindegremiums weisen sich damit zwar nicht über exakte juristische Kenntnis aus, wohl aber über eine sehr fortschrittliche Auffassung. Nebenbei: Tarasp wurde erst um 1815, nach dem Wiener Kongress, von Oesterreich an Graubünden abgetreten. Daher ist diese Gemeinde als einzige des ganzen Engadins ursprünglich katholisch, und sie wies auch sehr lange sprachlich einen stark tirolisch-deutschen Einschlag auf, der erst in den letzten Jahrzehnten verschwunden ist. **

Schwyz.

Nach zehnjähriger, wohlverdienter Altersmuse starb am 29. Juli in Brunnen, dem Dorfe seiner 50-jährigen verdienstvollen Lehrertätigkeit «Papa Bueheler» im Greisenalter von 80 Jahren. Ein halbes Jahrhundert betreute er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit das Schulzepter, ein halbes Jahr in Küsnacht a. R. und 49½ Jahre in Brunnen-Ingenbohl. Die Gemeinde hatte seine verdienstvolle Arbeit gewürdigt und liess dem Lehrerjubilaren auf Lebzeiten 75 % Ruhegehalt zukommen. Uns Kollegen war er immer ein treuer Freund und kluger Berater. Er wird uns stets im treuen Andenken bleiben. E. M.

St. Gallen.

In der Schulsparkasse der Stadt St. Gallen besitzen 5339 Einleger ein Gesamtguthaben von 557 687 Fr., was durchschnittlich pro Einleger Fr. 104.45 ausmacht. Die städtische Lehrerpensionskasse zählt 318 Mitglieder; die Zahl der Pensionierten beträgt 111. Im Jahre 1934 wurden an Pensionen 248 646 Fr. ausgerichtet. Der Deckungsfonds der Kasse war am 31. Dezember 1934 auf 3 551 979 Fr. angewachsen. Das Vermögen der Anhängerkasse für ältere Lehrer, die bei der Stadtverschmelzung nicht in die ordentliche Pensionskasse aufgenommen werden konnten, ist auf 219 Fr. zusammengeschmolzen. Für die weiteren Bedürfnisse dieser Kasse wird die politische Gemeinde neuerdings ein Darlehen bewilligen müssen. ♂

Der Schulrat hat das im Jahre 1930 geschaffene Provisorium für das *Einklassensystem an der Mädchen-unterschule Blumenau* um ein weiteres Jahr verlängert. Ebenso hat er die Schaffung einer *Knaben- und Mädchenabschlussklasse* auf werktätiger Grundlage für die Dauer von zwei Jahren beschlossen. Die übrigen für den Ausbau aufgestellten Richtlinien konnten in der Klassenorganisation bereits 1934 teilweise Verwirklichung finden: so die Trennung der 7. und 8. Klasse in Normal- und Förderklassen, die Geschlechtertrennung und die Förderung des Französisch-Unterrichtes. Die durchgeführte Reorganisation der *Töchterfortbildungsschule* gab dieser Schule nach Aufhebung der kaufmännischen Abteilung nunmehr einen rein hauswirtschaftlichen Charakter. ♂

Die Zahl der Primarschüler der Stadt St. Gallen betrug im Schuljahr 1934/35 total 5603 (2826 Knaben und 2777 Mädchen), also 48 weniger als im Vorjahre. Die Knabensekundar- und -realschule wies 438 Schüler auf, 40 mehr als im Vorjahre, die Mädchensekundar- und -realschule 624 Schülerinnen, 10 weniger als im Vorjahre. Die Schülerzahl der Gewerbeschule belief sich im Sommer auf 1141, im Winter auf 1290.

Diese Schule wird im Sinne der Anpassung an das Bundesgesetz über die berufliche Ausbildung umorganisiert. Der bisher am Abend durch Hilfslehrer erteilte Unterricht in den geschäftskundlichen Fächern wird auf die Tagesstunden verlegt und durch Hauptlehrer erteilt. Die Umorganisation muss auf einige Jahre verteilt werden. Für 1935 ist die Schaffung von drei Hauptlehrerstellen in Aussicht genommen. Die Frauenarbeiterschule wies in ihren verschiedenen Kursen zusammen 2382 Schülerinnen auf. ø

Ausländisches Schulwesen

England.

A. J. Pressland, ein treuer Freund der Schweiz, ist in Cambridge gestorben. Er war Mathematiker, lehrte viele Jahre in Edinburg und verfasste Lehrbücher über Geometrie. Während des Weltkrieges bebaute er mit seinen Schülern ein grosses Areal mit Kartoffeln und schenkte den Ertrag den Bedürftigen. Als Jungeselle brachte er die Ferien fast immer auf Reisen zu, verfasste interessante Schilderungen und spendete jeweilen das Honorar der Wohltätigkeit.

Wiederholt kam Pressland in die Schweiz, besuchte die Mittelschulen, wurde ein lieber Freund derer, die ihn kennen lernten, und blieb mit ihnen in brieflichem Verkehr. Er interessierte sich nicht nur für seine Wissenschaft, sondern für das ganze Bildungswesen. An der Pestalozzi-Feier im Jahre 1927 hielt er, angetan im Talar eines Magister Artium in Brugg in deutscher Sprache die Rede, dem grossen Pädagogen die Huldigung der Universität Cambridge darbringend.

Nach dem Rücktritt vom Lehramt zog Pressland nach Cambridge und wurde Begutachter der Universität für die wissenschaftlichen Prüfungsarbeiten in Mathematik und Geographie. Im Oktober vorigen Jahres überfiel ihn die Krankheit. Er schrieb an seine Freunde Karten (die bis jetzt liegen blieben), trat in den Spital und starb. Ein lieber, guter und bedeutender Mensch ist mit ihm ins Grab gesunken. Dr. E. Zollinger.

Italien.

Im Jahrbuch des Elementarschulunterrichts veröffentlicht Zentralinspektor Lepore eine Reihe von Zahlen, die ein nicht gerade vorteilhaftes Licht auf das italienische Schulwesen werfen. 31 000 Klassen hatten keinen eigenen, festangestellten Lehrer, sondern wurden von Stellvertretern oder provisorisch im Schuldienst tätigen Personen unterrichtet. 57 306 Klassen besaßen kein eigenes Schulzimmer. Ueberraschend gross ist immer noch die Zahl der Schulpflichtigen, die aus irgendeinem Grunde dem Unterricht fernbleiben. Im Schuljahr 1932/33 — das sind die neuesten Zahlen — waren es 399 256 Schüler, d. h. etwa 35 %. Ganz bedenklich sind die Zustände in der Kampagna, in Sizilien und Kalabrien, wo die Zahl der Drückeberger bis auf 70 % steigt! Bedeutend besser ist der Schulbesuch in Mittel- und Norditalien, weitaus am besten in der Venezia Tridentina, dem ehemaligen Südtirol. Auf je 10 000 Einwohner kommen 41 Schulklassen; in Apulien sind es aber nur 24, in Sizilien 28,6, in der Kampagna 29,4. Ueber dem Durchschnitt stehen die nördlichen Provinzen (Emilia 57,5, Marken 61, Venezia Tridentina 71,6). P.

Polen.

In Polen wird die Schulaufsicht durch Berufsinspektoren ausgeführt. Da jedoch der Inspektor während des Jahres einen Lehrer nur einmal besuchen kann, erschien das dem Unterrichtsministerium ungenügend, und es verfügte deshalb, dass auch die Schuldirektoren die ihnen unterstellten Lehrer in ihrer pädagogischen Tätigkeit eingehend zu beaufsich-

tigen hätten. Zu diesem Zwecke übermittelte es ihnen vorgedruckte «Beobachtungsblätter», die jeweils dem Inspektor vorgelegt werden sollten. Erfreulicherweise wehrten sich die Schuldirektoren gegen eine solche absurde Zumutung, die höchstens geeignet wäre, das gute Einvernehmen zwischen ihnen und der Lehrerschaft zu stören. P.

Tschechoslowakei.

Erziehung zur Wehrhaftigkeit. Der «Freien Schulztg.», Organ des Deutschen Lehrerbundes im tschechoslowakischen Staate (13 000 Mitglieder; Obmann Rohn) entnehmen wir folgende Mitteilung: Mitte Februar wurde in Prag eine Beratung von Fachleuten über die Erziehung zur Wehrhaftigkeit an den Volksschulen abgehalten. Es nahmen an ihr teil Vertreter des Ministeriums für nationale Verteidigung, des Schulministeriums, des Ministeriums für Gesundheitswesen und körperliche Erziehung, des Landschulrates und der beiden grossen Lehrerorganisationen (Deutscher Lehrerbund und Tschechischer Lehrerverein). Die Militärvertreter brachten die Hauptbeweggründe vor, welche zu der Forderung einer systematischen Sorge für die Vorbereitung der Jugend zur Wehrhaftigkeit führten, sowie auch einige bestimmte Anträge, welche auf keine Weise den Rahmen der derzeit gültigen Normallehrpläne überschreiten, noch den bisherigen Charakter der Schule stören. Die Sprecher der Lehrerorganisationen betonten übereinstimmend den positiven Standpunkt der Lehrerschaft zur Forderung der Erziehung zur Wehrhaftigkeit und machten aufmerksam, dass hierbei die Beschaffung ordentlicher Mittel für die Körpererziehung an den Schulen (Spielplätze, Turnsäle, Schulärzte) besondere Bedeutung habe. Die Reihenübungen und die Befehle im Schulturnen werden nach den militärischen Vorschriften geregelt werden. Die Militärverwaltung wird für die Lehrerkurse über die Erziehung zur Wehrhaftigkeit in praktischer Hinsicht veranstalten. P. B.

Vereinigte Staaten.

Nach den Angaben des *Internationalen Arbeitsamtes* scheint die Kinderarbeit in den Vereinigten Staaten am Verschwinden zu sein.

Dies ist vor allem den gesetzgeberischen Massnahmen des Präsidenten Roosevelt zu verdanken. Noch im Jahre 1930 überstieg die Zahl der Kinder zwischen 10 und 17 Jahren, welche sich daselbst als Lohnarbeiter betätigen, weit über zwei Millionen. Ausserdem waren zahlreiche Kinder unter 10 Jahren in verschiedenen Gewerben, in der Hausarbeit und in der Landwirtschaft angestellt. Das «Gesetz der Wiederaufrichtung», welches im Juni 1933 in Kraft getreten ist, hat hier jedoch mit einem Schlag eine völlige Wandlung herbeigeführt. Das Mindestalter, um bei den verschiedenen Industrien und Berufszweigen zugelassen zu werden, wurde auf 16 Jahre, in gefährlichen Industrien sogar auf 18 Jahre erhöht. Dieses Ergebnis ist um so bemerkenswerter, weil es in einem föderativen Staatensystem zustande kam, das beinahe 50 Staaten mit selbständiger Gesetzgebung umfasst. J.

Aus der Presse

Musikunterricht.

In einem äusserst scharfen Aufsätze, von dem den Mitgliedern des Schweiz. Musikpädagogischen Verbandes Separata zur Verfügung stehen, wird gegen die Konkurrenz durch die «unterrichteten Laien» protestiert. «Die Zeit aber muss und wird

kommen, wo nur der staatlich anerkannte Musiker seinen Beruf wird ausüben dürfen! Der Nebenerwerb öffentlicher aktiver oder pensionierter Funktionäre sollte grundsätzlich verboten werden.»

Man hat alles Verständnis für die schlechte Lage und Laune vieler notleidender Musiker, welche durch die «Konservenmusik» um die Möglichkeit der Ausübung ihres Berufes gekommen sind. Es gibt sicher bemühte Fälle ungerechter Konkurrenz. Dennoch ist die kategorische Formulierung der Forderung abzulehnen. Die Verhältnisse sind nicht so einfach, dass die Möglichkeit bestünde, den Berufsmusiker an die Stelle des im Nebenamt wirkenden Dirigenten oder Organisten zu stellen. Es ist auch nicht angängig, den einen nur die nicht-bezahlte Arbeit zuzuweisen. Unzählige Dirigentenposten z. B. sind so gering honoriert, dass sie für keinen Berufsmann in Frage kommen kann. Das Verbot eines Ehrensoldes oder einer kleinen Entschädigung für Mühe und Mehrauslagen ist praktisch undurchführbar, müsste zur Einschränkung musikalischer Betätigung führen, und dies wäre wieder nicht im Interesse der Musik und der Musiker. **

Heimatschutz.

Das neue Heft nimmt die Jahresversammlung in Heiden und Trogen zum Anlass, um zu zeigen, in welcher vorzüglicher und vorbildlicher Weise der heimatkundliche Unterricht in Appenzell A.-Rh. eingerichtet wurde. Zeichenunterricht und Aufsatz stellen sich in erster Linie in den Dienst der Sache — in vermehrter Masse könnte es auch auf dem Gebiete der Wirtschaft geschehen. **

Kleine Mitteilungen

Von Schulreisen.

Von einem Bundesbahnverwaltungsbeamten, Herrn Hans Vonlaufen, Luzern, erhalten wir einen Aufsatz, in welchem die dringende Aufforderung enthalten ist, den Schulbehörden und Lehrern zu empfehlen, die der Eidgenossenschaft gehörenden Bundesbahnen und die Nebenbahnen auf Schulreisen in erster Linie zu benützen. In Anbetracht der anerkannten Sicherheit und der Tarifreduktionen sowie der im allgemeinen verständnisvollen Behandlung der reisenden Schulen durch das Personal, unterstützen wir auch unsererseits gerne den Vorschlag. Red.

Eingegangene Schulberichte

Schweizerisches Pestalozziheim Neuhof. 21. Bericht des Vorstehers an die Aufsichtsbehörden, 1934.

Schweizerischer Bund für Jugendherberge. Jahresbericht 1934.

22. Jahresbericht der Zentralschweizerischen Verkehrs- und Handelsschule Luzern (Frequenz 42 Schüler), 1934/35.

Rapport de la Commission Scolaire de la Commune de La Chaux-de-Fonds, 1933/34.

Schulamt der Stadt Winterthur, Geschäftsbericht 1934.

Eingegangene Jahresberichte

Bericht der J. P. Hosangischen Stiftung, Erziehungs- und Kinderheim Plankis bei Chur, 1934/35.

76. Jahresbericht (1934/35) des Allgemeinen Schweizerischen Stenographenvereins.

Verwaltungsbericht der Direktion des Unterrichtswesens des Kantons Bern 1934.

Bericht der J. P. Hosangischen Stiftung, Erziehungs- und Kinderheim Plankis bei Chur 1934/35.

Bücherschau

Eduard Korrodi: *Deutsch-Schweizerische Freundschaft*. Briefe aus zwei Jahrhunderten. 300 S. Max Niehaus, Zürich-Leipzig. Ganzleinen Fr. 5.80.

Ein köstliches, gehaltvolles Buch! Von Korrodos kundiger Hand betreut, enthält es Briefe von Jakob Bodmer bis Jakob Burckhardt Zeugnisse eines lebhaften Verkehrs zwischen schwei-

zerischen und deutschen Geistesgrößen. Es war einmal, seufzt man wehmütig angesichts der heutigen Lage, wenn man in diesen Blättern unter dem Eindruck der fruchtbaren und freundlichen Wechselbeziehungen hin und her über den Rhein steht. Wie Recht hat doch Burckhardt bekommen, wenn er an seinen Freund Preen schreibt: «Es wird anders, als es gewesen ist.» Und später: «Darum wird in dem angenehmen zwanzigsten Jahrhundert die Autorität wieder ihr Haupt erheben, und ein schreckliches Haupt.» Um so tröstlicher ist es, seinen Blick von der düstern Gegenwart in Zeiten zurückschweifen zu lassen, wo der schweizerische und der deutsche Kulturkreis in jahrhundertlangem Zusammenhang so prachtvolle Denkmale inniger Verbundenheit hervorbringen konnte, wie sie in diesem Bande vor uns ausgebreitet sind. A. F.

Verschiedenes.

(Eine Besprechung behält sich die Redaktion vor.)

C. Hess: *Wie ordne ich meine Briefe und Akten*. 45 S. Polygraphischer Verlag, Zürich. Brosch. Fr. 2.—.

H. Biedermann und E. Schech: *Vereinsbuchhaltung*, leichtfassliche Anleitung für Vereinskassiere und Vereinsrevisoren. 73 S. Verlag des Schweiz. Kaufm. Vereins, Zürich. Brosch. Fr. 2.80.

Kaisers *Haushaltungsbuch*. Verlag Kaiser & Co., Bern. Fr. 2.—.

Pestalozzianum Zürich

Beckenhofstrasse 35.

Ausstellung vom 10. Juli bis Mitte September:

1. Chinesische und französische Kinderzeichnungen.

2. Schmückendes Zeichnen aus Schweizer Schulen.

Im Fröbelzimmer: *Kinderzeichnungen*, Entwicklungsgänge dreier Kinder.

Die Ausstellung ist geöffnet Dienstag bis Sonntag von 10—12 und 14—17 Uhr. Montag geschlossen. Eintritt frei.

Haus Nr. 31:

Gewerbliche Abteilung: *Spengler-Lehrlingsarbeiten* aus der Gewerbeschule Zürich.

Knabenhandarbeit: Schülerarbeiten in Hobelbank und Metall aus einer 7. Klasse in Zürich.

Zu besichtigen: Montag bis Samstag von 8—12 und 14—18 Uhr. Sonntag geschlossen.

Schweizerischer Lehrerverein

Sekretariat: Beckenhofstrasse 31, Zürich; Telephon 21895

Internationale Beziehungen.

Das Generalsekretariat der Internationalen Vereinigung der Lehrerverbände (IVLV) gibt soeben, offenbar als Auftakt zum bevorstehenden internationalen Lehrerkongress in Oxford, eine 236 Seiten starke Jubiläumsschrift in den drei Sprachen französisch, englisch und deutsch heraus unter dem Titel «Zehn Jahre internationale Tätigkeit». Ein ausgezeichnete historischer Ueberblick über Gründung, Ziele und Wachsen der IVLV aus der Feder des 1. Generalsekretärs L. Dumas steht an der Spitze; es folgen die Statuten, die geltende Kongressordnung, eine Liste der angeschlossenen Verbände mit Angabe der leitenden Organe und der Vereinszeitschriften und, besonders praktisch, ein Inhaltsverzeichnis der Bulletins Nr. 1 (1927) bis 23 (Juni 1935). Alphabetische Inhaltsverzeichnisse schliessen die Schrift ab, die Zeugnis ablegt von der reichen Tätigkeit der IVLV. P. B.

Kurse

Schweizerische Vereinigung für den Völkerbund.

Die Erziehungskommission veranstaltet vom 5. bis 9. Oktober in Rotschuo bei Gersau eine zweite Woche über Völkerbundsfragen. Thema: Hindernisse und Schwierigkeiten auf dem Wege der Völkerverständigung. Mitarbeiter: Prof. Ernest Bovet, Lausanne, Dr. G. G. Kullmann, Völkerbundssekretariat, C. A. Loosli, Bümpliz, Frau Elisabeth Rotten, Saanen, Fr. Dr. Werder, Zürich, Dr. W. Schohaus, Kreuzlingen, Dr. Fritz Wartenweiler. Anmeldungen an den Präsidenten, Prof. Pierre Bovet, 1, chemin de l'Escalade, Genf.

Bücherschau

Aus der Heimat, für die Heimat. Lesebuch für schweizerische Berufs- und Fortbildungsschulen. Zusammengestellt von Hans Graf und Rudolf Witschi. 238 S. Verlag der Verbandsdruckerei A.-G., Bern.

Die Sammlung entspricht sicherlich einem Bedürfnis und erfüllt in hohem Masse die vielseitigen Wünsche, die an solche Werke gestellt werden. In sieben Abschnitten «Das grosse stille Leuchten», «Heimatscholle», «Ums tägliche Brot», «Frauen», «Eidgenossenschaft», «Die Insel im Sturm», «Weite Welt» sind Kernstücke aus dem schweizerischen Schrifttum gesammelt — wir finden darin z. B. Bossharts «Die Schützenbecher», Feders «Unser Herrgott und der Schweizer» —, die gleichzeitig Zeugnis vom Schaffen unserer Dichter ablegen und die jungen Leute mit manchen Problemen des Alltags zusammenführen. Es muss eine Freude sein, an Hand eines solchen Buches in einer aufgeweckten Klasse Deutschunterricht erteilen zu dürfen.

R.

Mutterbuch. Söhne und Töchter erzählen von der Mutter. Herausgegeben von Eugen Wyler, Zürich. 420 Seiten mit 40 Bildern. Verlag Alfred Schmid & Cie., Bern. Leinen Fr. 6.50.

Annähernd 150 Frauen und Männer schreiben in diesem Band, der sich schon durch seine buchtechnische Ausführung zu Geschenkzwecken empfiehlt, von der Mutter, recht viele sogar von ihrer eigenen Mutter. Es ist das Schicksal solcher Sammlungen, dass sie nicht in allen Teilen gleichwertig sind. Doch muss von vornherein anerkannt werden, dass der Herausgeber glücklich gesichtet hat und auch in der Auswahl der Bilder gut beraten war. Unter den vielen Beiträgen gibt es eine Menge prachtvoller Aeusserungen, aus denen uns persönlichstes Empfinden entgegentritt. Ein Meisterstück ist z. B. ein Brief von Adolf Vögtlins Mutter an ihren Sohn. Von besonderem Interesse sind auch die Aufsätze, in denen das Urteil bedeutender Männer über Frauen und Mütter zum Ausdruck kommt («Pestalozzi und die Mütter» von H. Stettbacher, «Was hat uns Jeremias Gotthelf zu sagen», «Die Frauen und Mütter im Urteil Schillers» usw.). Das Buch, in dem man in stillen Stunden gern blättert, kann warm empfohlen werden.

R.

Geschichte der Küssnacher Schule. Festschrift zur Einweihung des Schulhauses an der Rigistrasse und zur Jahrhundertfeier der Sekundarschule. Herausgegeben von der Schulpflege.

Als Verfasser dieser gediegenen Festschrift zeichnen fünf Kollegen: Alfred Zweifel für den Abschnitt «Die alte Schule», Armin Eckinger, der verdiente Chronist der Gemeinde Küssnacht, für das Kapitel «Die Primarschule seit 1830», Otto Bresin «Die Uebungsschule des Seminars», Gustav Müller «Hundert Jahre Sekundarschule Küssnacht», Jakob Krebs «Die Vereinigung der Primar- und Sekundarschulgemeinde und der Bau des Schulhauses an der Rigistrasse». Da sämtliche Abschnitte auf eingehendem Quellenstudium fussen, vermitteln sie ein anschauliches Bild von der Entwicklung des Küssnacher Schulwesens. Die sorgfältige Gliederung des umfangreichen Stoffes und die klare Darstellung sind weitere Vorzüge des Buches, das in seiner Art als vorbildlich bezeichnet werden darf. Ein besonderes Verdienst um die Ausgestaltung des Werkes erwarb sich Kollege Hermann Vogelsanger, der den Bildschmuck mit viel Liebe und künstlerischem Sinn besorgte.

P.

Weltverkehrssprachen. Nationenkundliche Unterweisung, Unterhaltung und Belehrung in 8 Sprachen. Lehrgänge für Anfänger und Fortgeschrittene. Biographisches Institut A.-G., Leipzig. Einzelheft RM. 1.—; Jahresbezugspreis RM. 10.—.

Wer Freude am Erlernen von Sprachen hat oder das Bedürfnis empfindet, seine Kenntnisse etwas aufzufrischen, kaufe sich einmal ein Einzelheft. Die frische und methodisch gut fundierte Art, wie die verschiedenen Bearbeiter in die Fremdsprache einführen, wird sicherlich jedermann Freude bereiten. Uebrigens sind auch dem Deutschen jeweils einige Seiten ge-

widmet; so enthält das eben erschienene 10. Heft Abschnitte über «Die Verwahrlosung der Hauptwortbeugung», «Unfreiwilliger Humor als Folge von Satzbaufehlern», «Unwirtschaftliche Firmennamen».

P.

Das Episkop. Die Kartei des Wissens in Bildern für Episkop und Schaukasten. 8. Jahrgang 1935, Heft 1 und 2 mit je 24 Bildkarten. Text dazu auf Karteikarten. Francksche Verlagshandlung, Stuttgart. Preis: RM. 2.40.

Auch die beiden neuesten Lieferungen enthalten wieder eine Auswahl schöner und lehrreicher Bilder, die sich mit auch nur einigermassen lichtstarken Apparaten recht gut auf die Leinwand projizieren lassen. Heft 1 enthält drei Serien «Der schöne Rhein», «Weltkrieg» (Karten), «Wie der Viertaktmotor arbeitet». Heft 2 bringt je 8 Bilder über «Segelfliegen» und «Libellen» sowie je 4 Bilder «Die Wipkinger entdecken Amerika» und «Elementare Himmelskunde». Die Bilder sind auf festen Halbkarton in Weltformat gedruckt, zu jedem gehört eine Textkarte.

Alfred Leman: Vom periodischen Dezimalbruch zur Zahlentheorie. Math.-Physikalische Bibliothek, Band 19. Teubner, Leipzig 1932. Kleinoktav. 60 S. Kart. RM. 1.20.

Im vorliegenden Bändchen werden die periodischen Dezimalbrüche und ihre Verwandlung allgemein verständlich behandelt. Besonders eingehend werden Periode, Periodenlänge, Rest- und Periodengruppen erläutert und aus ihren merkwürdigen Eigenschaften heraus erkennen wir plötzlich allgemein gültige Gesetze der Zahlentheorie. Eine recht interessante Arbeit.

H. P.

F. Winter: Das Spiel der 30 bunten Würfel. Ein mathematischer Zeitvertreib. Teubner, Leipzig 1934. Grossoktav, 130 S. Kart. RM. 3.60.

Das bei uns weniger bekannte Problem des englischen Majors Mac Mahon wird hier nach verschiedenen Richtungen erweitert. Die neuartige Randbezeichnung der bunten Würfel bedeutet eine erhebliche Erleichterung, indem man bei jeder Stellung des Würfels über die Anordnung aller Farben orientiert ist. Ein reizvolles und zugleich billiges Spielzeug, das vorzüglich geeignet ist, das Raumvorstellungsvermögen zu fördern.

H. P.

P. W. Bessler: Aufsatzfreuden. 142 S. Ludwig Auer, Donauwörth. Geb. Fr. 3.65.

Das Buch enthält eine gut ausgewählte Sammlung von Schüleraufsätzen mit den passenden Einführungen und ist besonders für die Hand des Schülers gedacht. Die in einem vertraulichen Tone, immer direkt an den Schüler gerichteten Besprechungen verraten den langjährigen Praktiker. Wie die meisten Reformer, beginnt auch der Verfasser mit dem Erlebnis-aufsatz. Als weitere Hauptteile des Buches folgen: die Nacherzählung, der Phantasie- und Beobachtungsaufsatz und zum Schluss unter «Sachliches Erleben» das Berichten, Beschreiben und Schildern. — Wenn Schüler und Lehrer die Anleitungen des Verfassers befolgen und seinen klaren, schlichten Stil nachzuahmen sich befehlen, werden die Aufsatzfreuden nicht ausbleiben.

J. R.

F. M. Grand: Chez nous. 281 pages. Librairie Payot, Lausanne. Fr. 3.—.

Das Buch ist für Schülerinnen vom 13. bis 16. Altersjahr geschrieben und will bei den zukünftigen Hausfrauen das Interesse wecken für alle den Haushalt und die Familie betreffenden Fragen. Die einzelnen Kapitel (Notre personne — Notre demeure — Nos vêtements — Notre alimentation — Nos tout petits — Nos malades — Direction du ménage — La poésie du ménage — Le foyer — En attendant de fonder un foyer) enthalten viel Schönes und Beherzigenswertes. «Chez nous» eignet sich in erster Linie für Haushaltungsschülerinnen, wird aber auch Leuten, die nicht mehr schulpflichtig sind, wegen der gehaltvollen Gedichte und Lesestücke, die den «praktischen» Teil angenehm unterbrechen, willkommen sein.

—i.

Stieler und Mittelbach: Das kleine Thema. 40 S. und 32 Bildtafeln. Julius Beltz, Langensalza. Mappe RM. 4.—.

Wenn auch einer Heimatkunde in erster Linie lokale Bedeutung zukommt, so verdient das vorliegende Werk doch unsere Beachtung, denn seine grundsätzliche Themastellung erhebt sich zu allgemeiner Gültigkeit. In vorbildlicher Weise befolgen die Verfasser den Weg, der vom Kinde aus führt und in feiner Art zeigen sie, dass es in der Umgebung des Schülers nichts Unbedeutendes gibt, wenn der Weg kindgemässer Entwicklung eingeschlagen wird. Die mannigfachen Anregungen, die das «kleine Thema» in methodischer und werktätiger Hinsicht zufolge der variierten Erarbeitungsformen bietet, empfehlen es für die Hand eines jeden Kollegen, der Heimatkunde unterrichtet.

J. V.



Untersee und Rhein

Eine Schifffahrt auf Untersee und Rhein 276
gehört zu den **schönsten Stromfahrten Europas**
und wird für Schulen u. Gesellschaften zu den nachhaltigsten Reise-Erinnerungen.
Verlangen Sie Auskünfte durch die **Direktion in Schaffhausen.**

STEIN am RHEIN 294 Alkoholfreies Volksheim

an schönster Lage, direkt bei der Schiff-
lände, empfiehlt sich Schulen u. Vereinen.
Mässige Preise. Tel. 108. Grosser Saal.

Stein a. Rhein Speise-restaurant **ADLER**
am Rathausplatz. Tel. 123.
Gutbürgerl. Butterküche, Gebäck, Fische.
Reelle Weine, ff. Falkenbier (hell und
dunkel). Schöner Saal für Schulen und
Vereine. Zivile Preise. 293
Höfl. empfiehlt sich Fam. Jos. Hasslach.

Schaffhausen Restaurant Kathol. Vereinshaus

Vereinen, Schulen und Gesellschaften bestens emp-
fohlen. Säle, Autopark, Fremdenzimmer u. Pension.
280 A. Würth-Grolimund, Tel. 12.22.



Hotel Adler Ermatingen

(Untersee) Telefon 13
Bekanntes Haus. Für
Schul- und Vereinsaus-
flüge bestens geeignet.
Alle Ausk. d. die Bes.
287 (Frau E. Heer.

HORNLI-KULM (TÖSSTAL)

Grossartiges Alpenpanorama mit prächt. Rund- und Fern-
sicht. *Beliebtes Ausflugsziel des Zürcher Oberlandes.* Sehr
bequemer Aufstieg, von Steg 1 Std., von Bauma 2 Std.
Gutgef. Bergwirtschaft. Betten sowie Matratzenlager. 186

Baden Schweiz Bad-Hotel «Adler»

empf. sich für erfolgr. *Badekuren gegen Rheumat.* Gicht
usw. Altbekannt., gutes, bürgerl. Haus. Pensionspr. von
Fr. 7.50 an. Thermalbäder im Hause selbst. Lift, Zentral-
heizung. Selbstgeführte Küche. Das ganze Jahr geöffnet.
Prospekte zu Diensten. Familie Kramer-Rudolf. 2015

Wäggitäl Gasthaus Stausee Innertal

Lohnender Ausflugsplatz. Massenquartiere.
Bekannt gutes Haus. Tel. 21. 330
Familie Spiess.

ARTH-GOLDAU HOTEL STEINER Bahnhofhotel

3 Minuten vom Naturtierpark. — Tel. 53.
Gartenwirtschaft, Metzgerei, empfiehlt
speziell Mittagessen und Kaffee, Tee usw.
Reichlich serviert und billig. 63

BRUNNEN Hotel Metropol u. Drossel

direkt am See. Tel. 39. Das bek. Haus für
Schulen, Vereine u. Gesellsch. Platz f. 500
Pers. Neue Terrasse. Grosses Restaurant.
Mässige Preise. 66 Besitzer: S. Hofmann.

Volkshaus Burgvogtei

am Klaraplatz **Basel** am Klaraplatz

Grosse Säle, für Schulen Spezialpreise. Mittag-
essen von Fr. 1.— bis 2.30. — Schöner Garten.
Höflich empfiehlt sich E. Stauffer, Verwalter.
86

SAANEN Hotel Saanerhof

Bern. Oberl. 1014 m ü. M. Exkursionsgebiet.
Ia. Butterküche. Pension Fr. 7.— bis 8.—
Garten und Lokalitäten für Schulen und
Gesellschaften. Prospekte. Tel. 215. 300

Nach dem Süden

Riccione - Pensione Rinascente

Direkt a. Strand. Jeder Komfort. Wiener Küche.
Mässige Preise. 208 Direktion Hans Kuba.

Venedig Hotel Pension Astoria

b. Markusplatz. Bürgerl. Familienhaus, feinste
Wiener Küche. Zimmer m. fl. Wasser. Mässige
Preise. Portier a. Bhf. V. Schweiz. bevorz. 91

Cesenatico (Adria) 181

Strandbad von Ruf. Ueppige Pinien, heilkräftige
Luft, schöne Alleen und ausgedehnter Strand ver-
schaff-n frohen und gesunden Aufenthalt. Hotels
und Pensionen aller Kategorien. Fest-Veranstal-
tungen, Bälle und andere Vergnügungen. Konzerte,
Sport-Wettkämpfe. Eisenbahnermässigung 50 0/0.
Auskünfte durch: Azienda di Cura, Cesenatico (Ital.).

Prospekte dieser Orte und Hotels durch S.I. Rudolf
Mosse, Mailand, Via Vivaio 12.

Vereins= Aktuare

bestellen Drucksachen jeder
Art vorteilhaft in der gut
eingerichteten Druckerei der
«Schweizerischen Lehrer-
zeitung». Gute Bedienung.

AG. Fachschriften-Verlag
& Buchdruckerei + Zürich

Kleinkredite

Wechseldiskont, Hypothe-
ken durch Chiffre SA 29 Z
an Schweizer-Annoncen
A.-G., Zürich. 216

Ferien= wohnung

in Ponte-Campovasto
Engadin

In schöner, gesunder Lage
eine Wohnung: Wohn-
stube, Kammern u. Küche.
Eventuell auch Pension.
Math. Vinzens, Lehrer.

Kollegen
werbet für die
Schweizerische
Lehrerzeitung

BEZUGSPREISE:

	Jährlich	Halbjährlich	Vierteljährlich
Bestellung direkt beim	Schweiz . . . Fr. 8.50	Fr. 4.35	Fr. 2.25
Verlag oder beim SLV	Ausland . . . Fr. 11.10	Fr. 5.65	Fr. 2.90

Im Abonnement ist der Jahresbeitrag an den SLV inbegriffen. — Von *ordentlichen Mit-
gliedern* wird zudem durch das Sekretariat des SLV oder durch die Sektionen noch Fr. 1.50
für den Hilfsfonds eingezogen. — Pensionierte und stellenlose Lehrer und Seminaristen
zahlen nur Fr. 6.50 für das Jahresabonnement. — *Postcheck des Verlags VIII 889.*

INSERTIONSPREISE: Die sechsgespaltene Milli-
meterzeile 20 Rp., für das Ausland 25 Rp. Inseraten-Schluss:
Montag nachmittag 4 Uhr. — Inseraten-Annahme: A.-G.
Fachschriften-Verlag & Buchdruckerei, Zürich, Stauffacher-
quai 36-40, Telefon 51.740, sowie durch alle Annoncenbureaux.

ZEICHNEN UND GESTALTEN

ORGAN DER GESELLSCHAFT SCHWEIZERISCHER ZEICHENLEHRER UND DES INTERNATIONALEN INSTITUTS FÜR DAS STUDIUM DER JUGENDZEICHNUNG • BEILAGE ZUR SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG

AUGUST 1935

23. JAHRGANG • NUMMER 4

Ein Kapitel Kunstgeschichte

Gymnasium, Oberstufe.

Mannigfaltig ist die künstlerische Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpft; wir stehen im Mittelpunkt des Geschehens wie im Zentrum eines Kreises. Schwer können wir den Wert gegenwärtigen Schaffens beurteilen; obschon auch die jetzige Künstlergeneration nach dem Besten strebt, muss sie grösstenteils hart um Anerkennung ringen, da ihre Werke gemessen werden an denen ihrer berühmten Vorgänger. Die Gegenwart lässt sich graphisch darstellen als ein kleiner, weisser, unbeschriebener, fragwürdiger Kreis. Je weiter wir in die Vergangenheit zurückschauen, um so mehr Kreisringe legen sich um die Gegenwart. Je weiter zurück die Vergangenheit liegt, um so besser und objektiver können wir sie beurteilen. Die grössere Entfernung lässt uns bestimmter ihre Richtlinien erkennen, und je stärker und eigenwilliger die künstlerische Arbeit jeweils war, um so farbiger strahlt sie zu uns herüber.

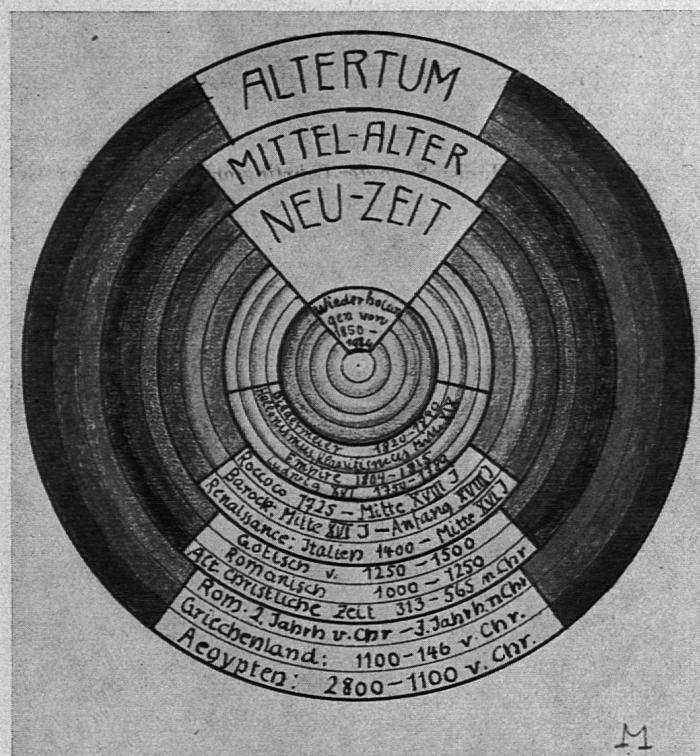


Abb. 1.

Beiliegender Zeitkreis (Abb. 1) möge das Gesagte erläutern. Um einen Kreis werden drei Ringe gelegt, entsprechend der Teilung Altertum, Mittelalter, Neuzeit. Das am weitesten zurückliegende Altertum bildet den äussersten Ring, das Mittelalter den mittleren und die Neuzeit den innersten Ring. Jeder dieser Ringe wird wiederum eingeteilt in Perioden verwandter, sich fortentwickelnder Stilarten. Im äussersten Ringe sehen wir Aegypten, Griechenland, Rom. Den Ring des Mittelalters überspringend, kommen wir zum Zeit-

alter von Renaissance, Barock und Rokoko. Hier werden nicht nur altertümliche Einzelformen wieder lebendig, sondern vor allem versucht die Architektur, die Form zu vergeistigen und neu zu beleben. Erleidet auch die Entwicklung im Höhepunkte des Rokoko einen jähen Abbruch durch die französische Revolution, so erlangen doch die klassischen Formen nach wenigen Jahren im Empire und Hellenismus von neuem die Herrschaft. — Diese beiden Ringe werden zur bessern Uebersicht in je drei Grün-, der mittlere Ring (das christliche Mittelalter) in je drei Rotstufen gefärbt. Beim Betrachten der ganzen Tafel müssen wir erkennen, dass wir ausserordentlich stark (besonders in der Architektur) mit der Formenwelt der heidnischen Perioden belastet sind. Verstärkt wird dieser Eindruck noch, wenn wir das jüngste Erbe von den Jahren 1850—1914 betrachten. Fast jede unserer Schweizerstädte zeigt uns aus dieser Zeit Bauwerke, die ihre Vorbilder im äussersten grünen Ringe haben: z. B. Zürich und St. Gallen die Tonhallen, Bern das Stadttheater, die Bundeshäuser usw.

Diese farbig-schematische Darstellung zeigt uns eigentlich nur Tatsachen, die wir alle schon längst kennen. Was nicht darzustellen ist, sind die Ursachen, die die verschiedenen Richtungen in stetem Wechsel einander ablösen liessen. Niemals gibt es ein Stehenbleiben und Ruhen, die Kunstperioden sind den gleichen Gesetzen des Werdens, Seins und Vergehens unterworfen wie ihre Schöpfer.

Dem Verständnis dieses Wandels kommen wir näher, wenn wir die Künstler menschlich betrachten, ihre Nöte, Zweifel und Kämpfe kennenlernen. Aber neben dem Ablauf des einzelnen Menschenlebens beeinflussen die Kunst vor allem die ungemein verschiedenen Lebensbedingungen, die sie zu verschiedenen Zeiten antrifft. Kriege, politisch-wirtschaftliche Verhältnisse, geistige Strömungen, Erfindungen und Entdeckungen sind Faktoren, die neben den verschiedenen Charakteren der Künstler am ständigen Wandel der Kunst starken Anteil haben. Die Leistungen jeder Periode sind abhängig vom Geiste ihrer Zeit; ist das in der Geschichte nicht ähnlich wie in der Familie oder Schulklasse? Nicht diejenige Klasse ist die stärkste, die quasi unbemerkt das Jahr durchläuft, sondern diejenige, die irgend etwas Auffälliges, das den Durchschnitt überragt, an sich hat. Das kann für den Lehrer positiv oder negativ spürbar werden. Es wird stets Führende und Geführte, Hammer und Ambosse geben. Wie nun die Führenden einer Klasse eingestellt sind, ob mehr sportlich, geistig-literarisch, politisch oder religiös, wird nicht ohne Einfluss auf die Masse bleiben und sie entweder zum Mitmachen anfeuern oder zum Protest herausfordern. Genau so in der Kunstgeschichte. Besonders mit dem Protest und der Trägheit der Masse muss immer gerechnet werden, sonst hätten nicht bedeutende Kunstwerke oft so Erbärmliches durchgemacht. Ich erinnere nur an Lionardos Abendmahl, das jetzt zu den unumstösslichen Standardwerken gehört. Lionardo malte es in das Refektorium eines Klosters in Mailand; dieser

Raum diente eine Zeitlang dem französischen Militär als Fourage- und Unterkunftsraum.

Für das Verstehen- und Sehenlernen junger Menschen ist es von Vorteil, nicht jede Epoche für sich zu behandeln, sondern ein Thema auszuwählen, dessen Wiederkehr durch verschiedene Perioden hindurch verfolgt werden kann. Ich will hier einiges über die Darstellung des Abendmahles sagen. Als erstes Beispiel möchte ich das von Giotto herausgreifen. Die Jünger sitzen um einen Längstisch herum, daraus ergeben sich Vorder- und ungünstige Rückenansichten, so dass die Heiligenscheine dort richtig hinter den Gesichtern, hier aber vor den Köpfen angebracht sind. Die Körper zeigen noch wenig Anatomie. Sie stecken wie in Säcken statt in Kleidern. Die Stimmung ist ernst und schwer. Anders schon gestaltet Castagno, suchend und klärend im Geiste der Frührenaissance. In knappen, frontalgestellten Räume mit wenig Tiefe sind die Figuren hineingesetzt und in antikisierende Gewänder gehüllt. Castagno versucht in der Zeit des «erwachenden Ich» das persönliche Empfinden der verschieden veranlagten Jünger darzustellen. Untereinander haben sie noch wenig Verbindung, jeder ist mit sich selbst beschäftigt. Castagno fühlt, dass bei dieser Szene seelische Vorgänge die Hauptrolle spielen und er versucht nach Kräften, diese schwierige Aufgabe zu lösen. In den mehr oder weniger bewegten Marmorfeldern zu Häupten der Figuren symbolisiert er deren Kämpfe und Zweifel. Ungelöst ist die Stellung des Judas, dem augenblicklichen Geschehen vorweggenommen. Hingegen ist die Lösung der Tischordnung neu und für lange Zeit gültig. Entsprechend der damaligen Sitte sitzen die Gäste nur auf einer Seite, die andere bleibt leer zum Auftragen der Speisen. Die Tischplatte sehen wir nicht mehr von oben, sondern so, als ob sie in der Höhe unserer Augen wäre, in welcher Höhe dann das Bild auch gewissenhaft auf die Wand gemalt wurde. Das sind keine Selbstverständlichkeiten, sondern sehr wichtige Neuerungen: denn erstens gibt diese Anordnung des Tisches ganz neue Kompositionsmöglichkeiten, zweitens sehen wir, wie gegenwartsnah und modern auch diese Künstler schufen durch Darstellung von Sitten und Gebräuchen ihrer Zeit, und drittens beobachten wir, wie die Erkenntnis der perspektivischen Gesetze fortschreitet.

Hin und wieder lasse ich die besprochenen Werke graphisch-schematisch darstellen, dieses hier würde etwa so ausschauen, wie Abb. 2 zeigt.

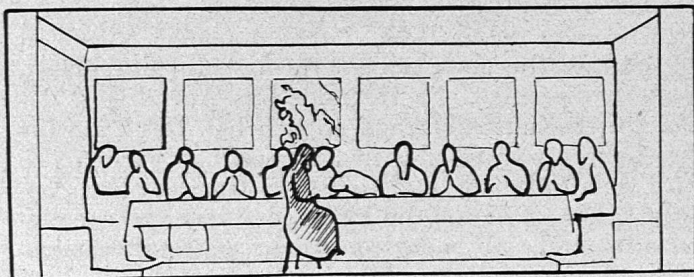


Abb. 2. Nach Castagno. Abendmahl.

Gehen wir weiter zu Lionardos Abendmahl. Zuerst der Vergleich: Was ist gleichgeblieben in der Komposition? Welches sind neue Punkte? Die Basis bildet auch hier die einseitige Tischordnung, aber welch ein Wandel in der Darstellung! Hier herrscht kein unheimlicher Druck mehr wie vor einem Gewitter; wir stehen vor einer heftig gestikulierenden, sich in

Gruppen formenden Tischgesellschaft. Die einzelnen Personen sind typische Italiener aus Lionardos Tagen, ja wir treffen solche noch heute in Italien an. Einfügen möchte ich, dass einem leider der Genuss gerade dieses Werkes durch allzu viele und schlechte, süßlich verschönte Reproduktionen sehr erschwert wird. Wie vorsichtig muss man immer in der Wahl der Repro-

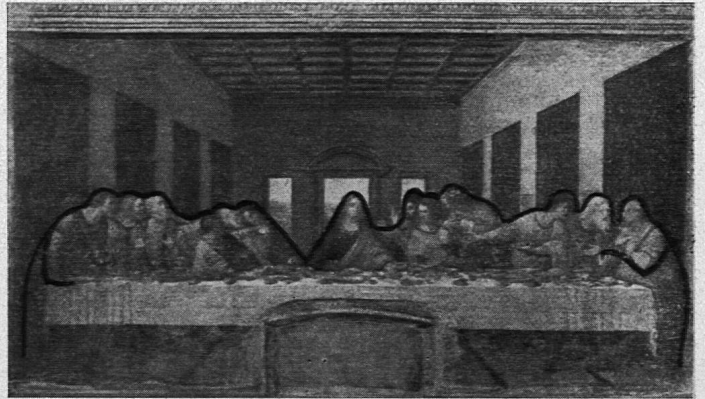


Abb. 3. Leonardo da Vinci. Abendmahl.

duktionen sein! Durch Beispiele guter und schlechter Wiedergaben kann man das Urteil der Schüler bilden und sie darauf hinweisen, dass der Gebrauch von Reproduktionen nur ein oft sehr mangelhaftes Hilfsmittel ist. — Untersuchen wir die ganze Komposition einmal näher, so sind wir überrascht von ihrer Reichhaltigkeit. Ziehen wir die Diagonalen, so schneiden sie sich bei Christus, der Mittelfigur; auch der Brennpunkt der Fluchtlinien liegt im Bereiche des Christuskopfes. Die Bewegung der Massen, in die Zahl 5 aufgelöst (vgl. Hodler), geht ebenfalls wieder in die Mitte zurück; die Gewichtsverteilung ist links und rechts ausgeglichen. Durch diese Untersuchungen erhalten wir den Kompositionsschlüssel, das Schema der italienischen Hochrenaissance-Komposition, lautend: Bewusste, zentrische Gruppierung, d. h. das Gewicht im Mittelpunkt, gleiche harmonische Seitenflügel. Das ist nicht nur das malerische, sondern auch das geistige Prinzip der Renaissance; Wille, Klarheit, Konzentration.

Lionardo ist meines Wissens der erste Maler, der Judas im Kreise der Jünger gelassen und ihn nicht unpsychologisch und unchronologisch herausgezogen hat. —

Noch etwas über die Symbolik der Linien. Denken wir uns über den Köpfen der Jünger eine Linie, so ist diese reich bewegt und senkt sich beidseitig jäh zu Christus hinunter, um zu dessen Scheitel wieder emporzusteigen (Abb. 3). Diese Linie ist voller Leben und Bewegung. Ihre Unruhe steht kontrastreich gegen Christus, der linear gesehen ein gleichseitiges Dreieck, die Ruhe und vollkommene Harmonie der Dreieinigkeit des katholischen Gottesbegriffes darstellt. Die Waagrechte des Tisches als Basis bedeutet Ruhe, aktiv im Schlafe, passiv im Tode. Judas quer über den Tisch gelegt, bildet ein gleichschenkeliges Dreieck, das bedeutet ungleiches Gewicht, Disharmonie. Dunkel hebt er sich vor den andern Jüngern ab. Und seltsam, seine Schräge bildet mit der des Johannes, des Lieblingsjüngers, eine Parallele, das Symbol der Gleichheit. Doch tragisch ist diese Gleichheit: Nur äusserlich vereint gehen sie als Jünger denselben Weg, innerlich trennt ein Abgrund ihre Gesin-

nungen, dargestellt durch den Kontrast der Farben. Solche tragische Gleichheit finden wir oft in den Familien, wo die einzelnen Glieder nur durch Blut und Zivilstand verbunden den gleichen Weg zu gehen scheinen. — Das ist die symbolische Ausdeutung der Linien. Rein mathematisch betrachtet, sehen wir, dass das ganze Bild im Verhältnis des goldenen Schnittes komponiert ist. Wir wissen, dass Lionardo sich viel mit Mathematik beschäftigt hat — wie auch Dürer — und so dürfen wir annehmen, dass dieses Bild bewusst mathematisch komponiert ist. (Er lebte in einer mathematisch höchst bewegten Zeit.) Das Bewundernswerteste daran ist, dass diese grundlegenden, mathematischen Formeln hinter der ursprünglichen Lebendigkeit des Werkes so zurücktreten, dass man ihrer bei naiver Betrachtung gar nicht gewahr wird. Darin offenbart sich die Grösse lionardesker Gestaltungskraft.

Es ist ein gefährliches Wagnis, die Kunst mit Mathematik zu verbinden; einer nur von vielen kann das; die Nachahmer versagen meist gänzlich dabei, was zum Niedergang der Kunstepoche führt, so dass eine neue Richtung geboren werden muss. Auf den Höhepunkt der Gebundenheit, Zentralisation und Gesetzmässigkeit muss eine Zeit der Lockerung und Dezentralisation folgen. Das Abendmahl von Tintoretto nehmen wir als Beispiel dafür (s. Abb. 4). Auf diesem Bilde sind die Fesseln gesprengt, die Formeln aufgelöst, die Tischordnung völlig gelockert. Trotz der heftigen Erregung der dargestellten Männer, ergreifen sie uns weniger, denn wir haben nicht das Gefühl, Jünger vor uns zu sehen. Umgefallene Stühle zeugen von der Aufregung der Gemüter, aber dafür fehlt gänzlich der weihevollte Nachklang von Christi Worten: «Einer von euch wird mich verraten!» Wir haben vor uns ein Saufgelage, wie wir es in holländischen Darstellungen feiner und geniessbarer vorfinden. Die Barockmalerei schießt oft über das Ziel hinaus und vergewaltigt den Inhalt ihrer Themen. Im Gegensatz zur Malerei der Renaissance, die auf der Ebene aufbaut, sprengt sie den Bann und geht freigestaltend in die Tiefe. So ist bei Tintoretts Abendmahl der Tisch schräg ins Bild hineingesetzt, und die Handlung geht noch in den Hintergrund hinein.



Abb. 4. Das Abendmahl von Tintoretto.

Auch die neuere Zeit hat das Motiv des Abendmahles wieder aufgegriffen. Gebhardt hat es in den achtziger Jahren oft behandelt, auch von Uhde; jener in den gebundeneren Formen der akademischen Schule, dieser in der freieren Gestaltung des Lichtproblems. Bei beiden ist Christus mit Menschen

der Gegenwart verbunden, aber bei keinem scheint mir die Lösung so knapp und psychologisch gefasst wie bei Lionardo.

Doch zurück zum Barock. Die Malerei wie auch die Architektur hatten sich damals die neuesten Errungenschaften, die Kenntnisse der raumerweiternden Perspektive zunutze gemacht. Sie wetteiferten miteinander, den Raum ins Endlose zu vergrössern, vgl. z. B. das Deckengemälde von San Giovanni e Paolo in Venedig. Bei der gigantischen Grösse dieser Kirchen und Paläste und bei der raffinierten Malweise der Künstler ist es oft schwer, mit blossem Auge zu unterscheiden, was wahre Architektur und was blosser Illusion, Malerei ist; Hauptsache ist, dass der Raum gross wirkt, dafür ist jedes Mittel erlaubt. — Betrachten wir den Grundriss von St. Peter in Rom, so fällt uns auf, wie die Anlage des Platzes, der zur Kirche führt, erst schmal ist und sich dann weitet. Warum? Schauen wir eine Strasse entlang, schätzen wir unwillkürlich ihre Tiefe ab. Geht aber die Strasse nach der Tiefe zu auseinander, so verkürzen sich die Flächen nicht so rasch und der Raum wirkt tiefer. Das ist barocke Kunst der Perspektive! Sicher haben in diesen Bestrebungen der räumlichen Ausdehnung Erkenntnisse physikalischer Art, Erfindungen sowie kosmische Entdeckungen mitgespielt und ihren künstlerischen Niederschlag gefunden.

Doch bleiben wir jetzt bei der Architektur, um zu sehen, ob ihre Entwicklung parallel läuft mit der Malerei. Da ist zuerst festzustellen, dass die Renaissance die Begründerin unserer heutigen, modernen Wohnung ist. Klare Aufteilung der Räume auf einem Stockwerk (s. Palazzo Pitti in Florenz u. a.) steht im Gegensatz zu den Winkeln und Treppen der gotischen Burgen und Schlösser. Auch die wenigen gotischen Bürgerhäuser, die noch vorhanden sind, sind der modernen Bauweise fremd. Die Gotik zeigt uns in den Domen die letzte Entwicklungsmöglichkeit bezüglich Lockerung der Massen und des Aufstrebens zur Höhe. Die Renaissance bindet die Massen und führt den Stein so in sein Element zurück. Die waagerechte Gliederung herrscht vor, die einzelnen Stockwerke haben keine Verbindung miteinander. Vergleiche Abendmahl von Castagno.

Wie wir unser Leben im Wechsel zwischen Senkrechter und Waagrechter hinbringen, im Wachen und Schlafen, Arbeiten und Ruhe, so verlangt auch die vollkommen ausgeglichene Architektur nach der Manifestation beider Linien. Dieser harmonische Ausgleich ist der Hochrenaissance vorbehalten. Erst schüchtern, dann immer bestimmter fügt sie die Senkrechte in die Bauwerke hinein. Zeichnen wir diese Schemata z. B. vom griechischen Tempel, der gotischen Kirche, den Früh- und Hochrenaissancebauten, in verschiedenen Farben. Die strebende Senkrechte rot, die lastende Waagrechte blau und die versöhnende Schräge grün. Wir sehen dabei, dass in den verschiedenen Stilen bald diese, bald jene Farbe vorherrscht und der Wandel der Formen wird uns deutlicher. Wie aber keines Menschen Leben in steter Harmonie verläuft, so kann auch in der Kunst nicht ewig die vollendete Form bestehen. Die Kräfte werden gegeneinander ausgespielt. Der Barock bricht mit den Gesetzen des Gleichgewichtes und bringt die Massen

in Bewegung, in Schwingung. Die Massen sind nicht mehr auf- oder nebeneinander, sondern miteinander verflochten und zwar so, dass sie abwechselungsweise als betont, nicht betont usw. erscheinen, sowohl in der horizontalen als auch in der vertikalen Gliederung. Diese reichhaltige Komposition verlangt natürlich auch entsprechende Ausmasse; wo diese nicht zugänglich sind, wie etwa in vielen Berner Bürgerhäusern, beschränkt sich der Stil auf dekorative Details.

Es ist nicht Zufall, dass auf den Barock der Klassizismus folgte, dieser hat aber namentlich in der bildenden Kunst wenig Berührungspunkte gefunden mit dem Volke. Der klassizistische Stil scheint allzu straff und akademisch und lässt den Zauber vermischen, um derentwillen wir die nachfolgenden, deutschen Romantiker noch heute besser verstehen und mehr schätzen können: Den warmen Hauch der suchenden, begeisterten Seele des nordischen Menschen, s. Ludwig Richter.

Andere Einflüsse weisen neue Wege. Der Ausgang des Siebziger Krieges und die nationale Erhebung Deutschlands begünstigten stark die historische Richtung, s. Adolf Menzel. Die Erfindung der Photographie führt die Malerei zum raffiniertesten Naturalismus hin; denn mir scheint, dass die Malerei die Photographie zuerst als Konkurrentin empfand und es ihr gleich tun wollte. —

Der französische Pleinairismus wurde sicher mit beeinflusst von den Bemühungen der Wissenschaften, licht- und farbechte Substanzen herzustellen und Farbe und Licht in ihre Elemente zu zergliedern, s. Sisley, Claude Monet, Renoir, Cézanne. Bei den Pointillisten findet der Farbauftrag die freieste Entfaltung, die grösste Lockerung. Dieser Lockerung folgt wie nach einem Naturgesetz die Gebundenheit im Ausdruckswillen Hodlers. In den Werken von Franz Marc sehen wir, wie die Psychoanalyse den Künstler beschäftigt und dürfen wir nicht etwa in den Futuristen den künstlerischen Niederschlag der Relativitätstheorie erkennen? Auch Paul Klee, der Vielumstrittene gehört hierher; er geht nicht vom Realen, Sachlichen aus, sondern sucht, auch vom psychoanalytischen Zeitgeist berührt, in seiner Kunst dem Unbewussten Ausdruck zu geben. Vom Standpunkt der Masse aus betrachtet eine Lockerung des vernunftgemässen Ablaufes, aus der abermals das Verlangen nach grösserer Bindung wächst. Diesem Wunsche kommen gegenwärtig die politischen Umstellungen unserer Nachbarn sehr entgegen, aber es bleibt vorläufig abzuwarten, ob diese Entwicklung für die Kunst positiv oder negativ sein wird.

Zum Schlusse noch ein Wort über den Kunstgeschichtsunterricht in der Schule. Meist ist er in unseren Gymnasien fakultativ. Aus den Künsten: Literatur, Musik, Malerei, Plastik und Architektur erkennen wir die Entwicklung des menschlichen Geistes, sie erzählen uns von seinen höchsten Erhebungen. Die Weltgeschichte berichtet uns von der Macht der Menschen, und dem Werden und Vergehen der Völker. Ist nicht die Kunstgeschichte ebenso wichtig wie sie? Die Liebe zur Kunst in der heranwachsenden Generation zu pflegen ist eine hohe Aufgabe für uns Lehrer. Der Kunstgeschichtsunterricht sollte den jungen Menschen nicht nur Wegweiser sein für Reisen

und andere Begegnungen mit alter Kunst, sondern sie hauptsächlich auch einführen in die Kunst ihrer Zeitgenossen. Zugunsten dieser Aufgabe möchte ich vorschlagen, auf eine zu eingehende chronologische Aneinanderreihung, wie man sie in der Weltgeschichte pflegt, zu verzichten; denn welcher Lehrer ist mit dem Stoff, auf chronologischer Basis aufbauend, je bis zur Gegenwart vorgestossen?

Walter Müller, Bern.

Christian Baumgartner zum 80. Geburtstag

Die Gesellschaft schweizerischer Zeichenlehrer, mit besonderer Wärme die Ortsgruppe Bern, entbietet ihrem altherwürdigen Mitglied die herzlichsten Geburtstagswünsche.

Sehr geehrter Herr Baumgartner!

Sie haben 48 Jahre in unserem Berufe gewirkt. Viele tausend Schüler der Knabensekundarschule Bern haben Ihren schönen Unterricht genossen. Die Gewerbeschule der Stadt Bern und das Staatsseminar haben sich Ihres Könnens bedient und Ihre künstlerische Ernte, besonders an Aquarellen, ist gross. Die Berner Kunsthalle hat zu Ihren Ehren eine Jubiläumsausstellung durchgeführt. Die reine Aquarelltechnik, der frische Farbenglanz, die Naturnähe und die Liebe zur bernischen Landschaft erfreuten sehr. Als Künstler, sehr geehrter Herr Baumgartner, erfreuen Sie uns mit Echtheit und Frische und der Freiheit des Könnens und Ihre Bilder tragen den Stempel der originalen Persönlichkeit. Was Sie als Lehrer geleistet haben, ist nicht zu messen. Man kann die Zeichnungen, die man bei Ihnen gemacht hat, auch jetzt nach 20 Jahren nicht wegwerfen. Ihr freundliches «Schau da» liegt uns noch im Ohre, Ihr unermüdliches Helfen und anerkennendes Arbeiten haftet im Gedächtnis. Sie haben in uns das Bild eines Lehrers hinterlassen, der durch Können und reine Sachlichkeit den Knaben den Ernst der Arbeit und eine Ahnung der weihvollen Kunst zu vermitteln wusste. Wie schön war doch das Erlebnis unten bei den Pappeln an der Aare, wenn Ihre Künstlerhand in die farbstiftgefüllte Rocktasche langte, wählte und grün-gelbe Lichter in den Schüttele-Hang warf, die Aare mit ein paar Strichen zum Fliessen, die Pappeln zum Rauschen brachte. Die Sicherheit im Unterricht der Perspektive ist kaum zu überbieten. Solid nennt man das. *Sehen* haben wir gelernt und Freude am Stift und am Strich, am Lebendigen und am Gegenständlichen.

Wir danken Ihnen herzlich für Ihr arbeitsvolles Leben und für die Bedeutung, die Sie unserem Fache in Bern zu geben wussten. Wir danken Ihnen für Ihre Kunst und für Ihre liebe Menschlichkeit.

Wir wünschen, dass Sie mit Ihrer Gattin noch viele schöne, stille Jahre verbringen können. Hoffentlich sind Sie noch öfters oben hinter Ihrem blanken Fenster an der Arbeit zu sehen und Ihre Gesundheit erlaube Ihnen den täglichen Spaziergang, das Sonnen- und Farbenfest unserer Heimat zu geniessen. F. B.

Adresse des Präsidenten der GSZ:

E. Trachsel, Zeichenlehrer, Brückfeldstr. 25, Bern.